MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80054-6

AUTHOR:

BORGES, RICHARD

TITLE:

UBER SCHILLERS EINFLUSS....

PLACE:

REUDNITZ-LEIPZIG

DATE:

1886

Master Negative #

91-80053-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

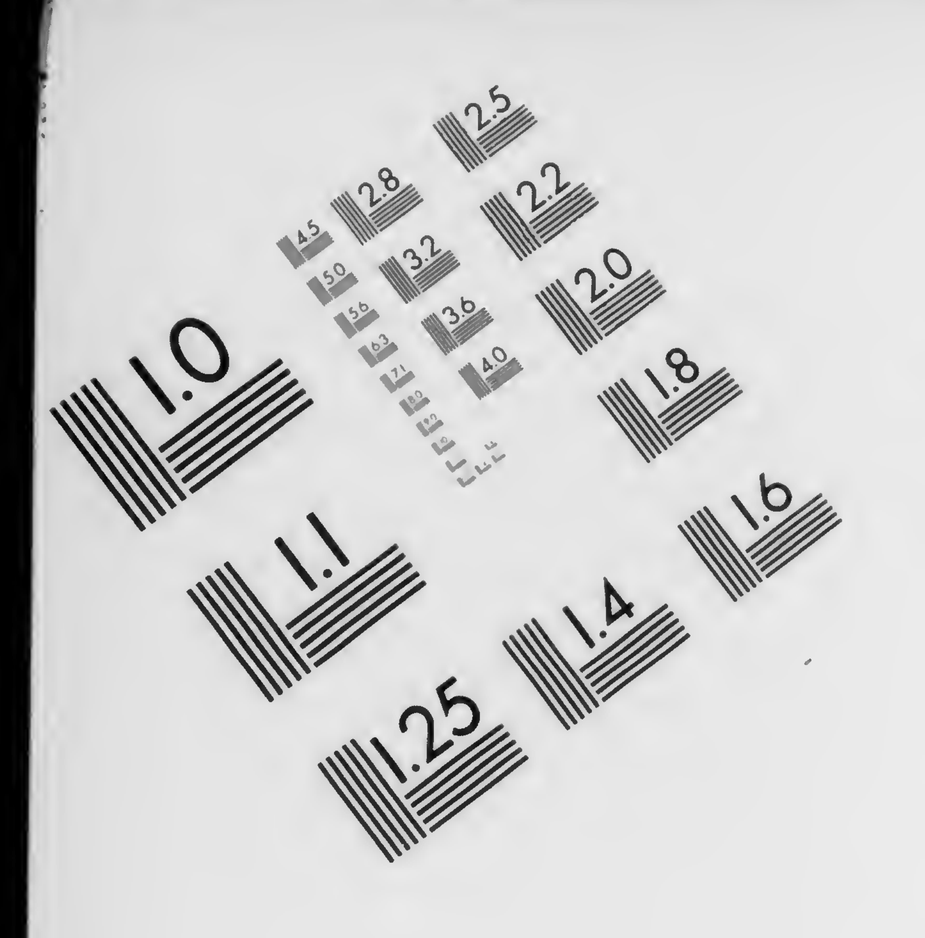
Borges, Richard, 1852-
Über Schillers einfluss auf Goethes dichtung ... von Richard Borges ... Reudnitz-Leipzig, Hoffmann, 1886.
24 p. 25 cm.

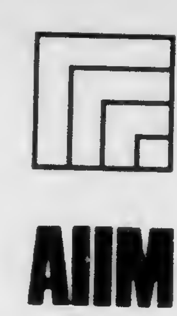
Thesis, Leipzig.

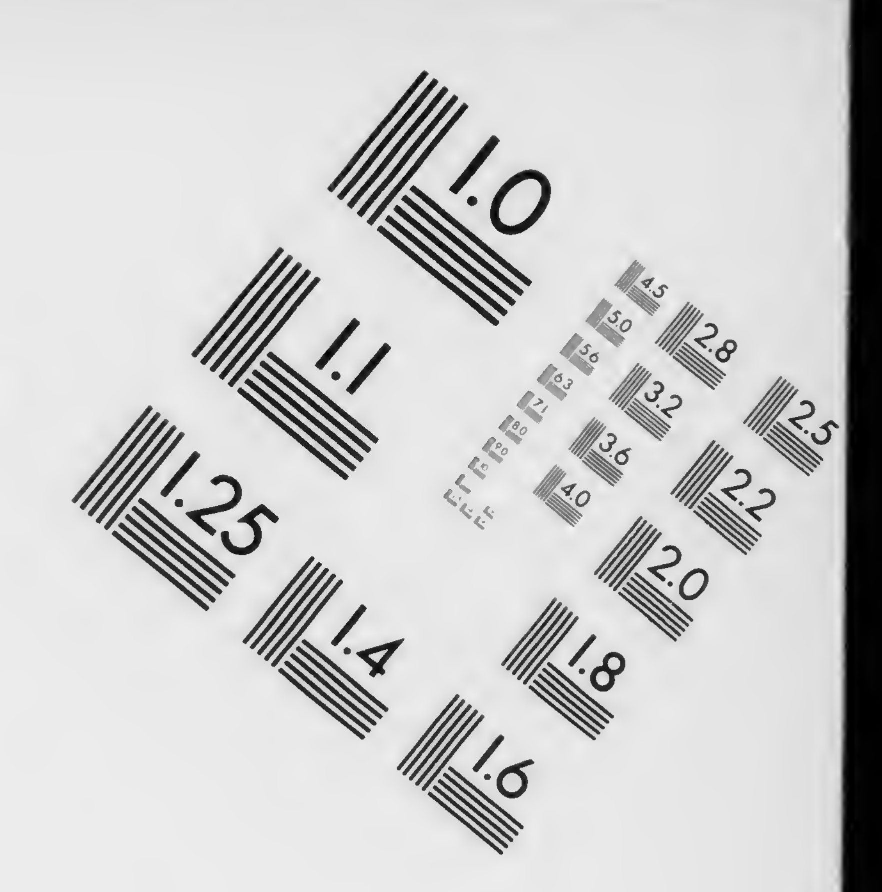
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 12 X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9-7-93 INITIALS SS
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT







AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

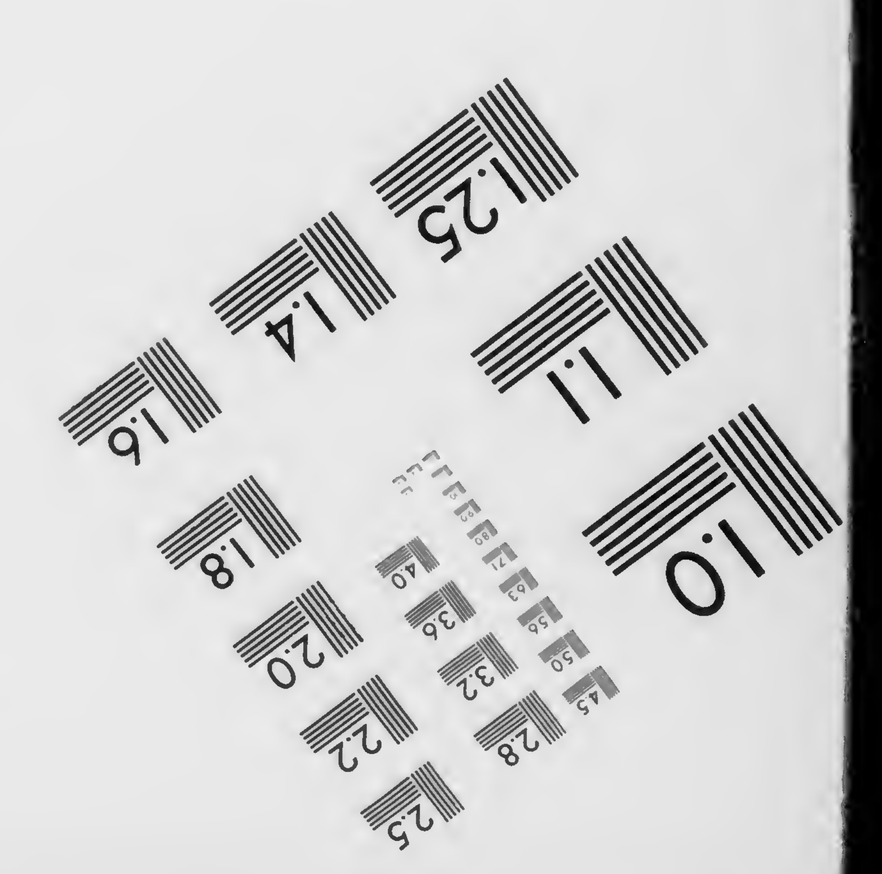
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1 8.0



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Über

Schillers Einfluß

auf

Goethes Dichtung.

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde

in der

philosophischen Fakultät der Universität Leipzig.

Von

Richard Borges,

Oberlehrer an der Realschule zu Reudnitz.

Reudnitz-Leipzig,

Druck von August Hoffmann.

1886.

Einleitung.

Das hohe Maß, um welches unsere beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller alle mitstrebenden und mitschaffenden Zeitgenossen überragen, die Ausgeprägtheit ihrer Persönlichkeiten, das Interesse, das sich ihnen besonders zuwendet, veranlaßt jeden, der die Blütezeit unserer Litteratur einer Betrachtung unterwirft, zu einer Gegenüberstellung ihrer Naturen. Ebenso wird durch die ein Jahrzehnt dauernde Gemeinsamkeit ihres Lebens und Schaffens die Frage nach ihrer wechselseitigen Einwirkung hervorgerufen. Während sich aber mit der Vergleichung verschiedene Forscher in eingehender Weise beschäftigt haben, hat die Frage nach der gegenseitigen Einwirkung der beiden Dichter bis jetzt eine nur dürftige Behandlung erfahren.

Mag die Schwierigkeit der Frage, ja die Unmöglichkeit, sie erschöpfend und abschließend zu beantworten, die erste Ursache dazu sein, so kommen doch hierbei auch Gründe äußerer Art mit in Rechnung. Insbesondere scheint mir eine falschverstandene Goetheverehrung, eine grundlose Furcht, Goethes Ansehen zu beeinträchtigen, von einer gesonderten und eingehenden Beschäftigung mit der Frage abgehalten zu haben, inwieweit ein Einfluß Schillers auf Goethe stattgefunden hat.

Indem ich es nun wagte, an eine derartige Untersuchung heranzutreten, kam ich bald zu der Überzeugung, daß eine nur einigermaßen umfassende Behandlung weit über den Rahmen einer Arbeit, wie die vorliegende, hinausführen müsse, und ich beschränke mich daher darauf, den Einfluß Schillers auf Goethe bloß insoweit zu untersuchen, als er Folgen für Goethes dichterische Thätigkeit hatte.

Bei dieser Untersuchung macht sich zunächst eine Gegenüberstellung der beiden Dichter in den Hauptzügen ihrer Veranlagung und Entwickelung notwendig. Es wird sich zeigen, wie schon in ihren Naturen neben einer in die Augen springenden Gegensätzlichkeit mannigfache Ähnlichkeiten nicht zu verkennen sind, und wie durch eine merkwürdige Folge von Entwickelungsstufen sie einander immer näher kommen, so daß bei ihrer Vereinigung von einer absoluten Gegensätzlichkeit nicht mehr die Rede sein kann. Ist damit die Möglichkeit der gegenseitigen Einwirkung gegeben, so soll des weiteren bewiesen werden, wie — sowohl infolge ihrer Individualitäten im allgemeinen, als auch ihrer damaligen Zustände im besonderen — Schiller in höherem Maße der Gebende, Goethe mehr der Empfangende sein mußte.

Der zweite Teil soll nachweisen, welche unmittelbare Förderung die Goethesche Dichtung durch Schillers Einfluß auf Goethes Gemüt und Willen erfuhr. Schiller bringt Goethe die herzlichste und verständnisvollste Teilnahme entgegen; daraus erwächst zwischen ihnen der rege und innige Verkehr, welcher Goethes niedergedrücktes Gemüt befreit, sodaß er die jahrelang vermißte reine Stimmung für

poetische Thätigkeit wiederfindet. Ferner drängt Schiller den oft zögernden Goethe durch Wort und Beispiel zu reger dichterischer Produktion und veranlaßt ihn in einigen Fällen zu Umgestaltungen nach seinem Sinne.

Der dritte Teil soll die mittelbare Einwirkung Schillers auf Goethes Dichtung darlegen. Indem Schiller seinen Freund in die Philosophie einführt, verschafft er ihm eine tiefere Einsicht in das Geistesleben und eine erhöhte Ansicht von der Selbständigkeit der Kunst. Für Goethes spätere Dichtung ergiebt sich daraus ein Doppeltes: größere Kunstmäßigkeit der Form und Vorwiegen des Ideengehaltes über den Empfindungs- und Sinnengehalt.

I.

Schon zu Schillers und Goethes Lebzeiten war es gebräuchlich, die beiden Dichter als absolute Gegensätze anzusehen, und sie selbst haben nicht am wenigsten zu einer solchen Auffassung ihrer Naturen beigetragen. So spricht Schiller (1796) in einem Briefe an W. v. Humboldt [1]) von der ungeheueren Verschiedenheit zwischen Goethe und ihm [2]) und nennt Goethe einen verhärteten Realisten, sich selbst einen Idealisten. [3]) In gleicher Weise sieht Goethe sich und Schiller als Pole an, zwischen denen mehr als ein Erddiameter liege [4]) und bezeichnet die Art des Gegensatzes durch den Ausspruch, er stehe auf der Seite der Natur, Schiller auf der Seite der Freiheit. [5]) Dieser Gedanke ist in der Folge in vielfachen Wendungen und Übertreibungen wiederholt worden, und selbst ein so geistvoller und klarer Beurteiler wie Gervinus bezeichnet die beiden Dichter als total verschieden [6]) und sucht dieses Urteil noch zu steigern in der Behauptung: „Ihm (Schiller) fehlt alles, was Goethe besaß, und er besaß alles, was Goethe fehlte. [7])

Gewiß waren sie verschieden, und ich werde unten Gelegenheit haben, auf die Art der Verschiedenheit einzugehen. Zunächst aber will ich, damit von vornherein einer möglichen Übertreibung Schranken gesetzt werden, auf ihre vielfache Übereinstimmung und Ähnlichkeit hinweisen. Lewes sagt [8]): „Wären sie einander so gründlich entgegengesetzt gewesen, wie sie der oberflächlichen Betrachtung wohl erscheinen, so hätten sie nie eine so innige Gemeinschaft eingehen können", und Gervinus selbst [9]) macht darauf aufmerksam, daß man grelleren Gegensätzen gegenüber erkennt, wie nahe sie sich standen, und berichtigt damit seine Ansicht von der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Naturen. Zur Lösung des hier entstehenden Widerspruchs findet sich der Schlüssel in einer Stelle aus Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. „So lange man", heißt es dort, „beide Charaktere (den realistischen und idealistischen) bis zum Dichterischen exaltiert, verliert sich viel von den ihnen adhärierenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden". [10]) Erwägt man, wie das höchste Dichterische und das rein Menschliche in seiner Vollkommenheit zusammenfallen, wie also im vollkommenen Menschen jene Gegensätze zur Aufhebung gelangen, so folgt sofort die große Übereinstimmung aus der Annahme, daß sie beide totale Naturen in der Veranlagung waren, und die Gegensätzlichkeit ergiebt sich aus dem Überwiegen der einen oder anderen, der realistischen oder idealistischen Seite des menschlichen Wesens.

Beide stellen in ihrer Naturanlage totale Menschen dar, und ihr Entwickelungsgang ist im ganzen ein derartiger, daß sie in sich und ihrer Dichtung das volle Menschentum nach seinen beiden Seiten, der sinnlichen und der vernünftigen, immer reiner darstellen. Für jeden von ihnen ist diese Doppelseitigkeit im allgemeinen anerkannt und von maßgebendster Seite ausgesprochen worden. So sagt Gervinus [11]) über Goethe: „Die Natur hatte ihn zu allem bestimmt, was Verhältnisse, Zeiten und Schicksale in ihm reifen wollten", und Hettner giebt als den Grundgedanken und die treibende Kraft seines Lebens das Verlangen nach voller und ungetrübter Entfaltung und Bethätigung der vollen und ganzen Menschennatur, das Ideal reinen und freien Menschentums auf dem Grunde vollendeter harmonischer Bildung an. [12]) Von Schiller sagt schon W. v. Humboldt [13]): „Er war in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen

---

[1]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., 2. Ausgabe, S. 285. [2]) Ähnlich an Körner, Schillers Brfw. mit K. I, S. 343. [3]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 275 und 326. [4]) Goethes W., Hempelsche Ausgabe, Bd. 27, S. 310. [5]) Goethes W., Bd. 34, S. 96. [6]) Über den Goetheschen Brfw., S. 56. [7]) Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl., Bd. V, S. 143. [8]) Goethes Leben und Werke, 10. Aufl. Bd. II, S. 228. [9]) G. d. d. D., Bd. V, S. 574. [10]) Schillers sämtliche Schriften, kritische Ausg., herausgegeben von Goedeke, 10. Teil, S. 510. [11]) G. d. d. D., Bd. V, S. 514. [12]) Hettner, Gesch. der deutsch. Litt., 2. Aufl., 3. Buch, 1. Abt., S. 7 u. 8. [13]) Brfw. zw. Schiller u. W. v. H., Vorerinnerung, S. 32.

wieder von selbst verliert", und Gervinus[1]) nennt ihn einen Stoiker den moralischen Latitudinariern gegenüber und einen ästhetischen Epicureer dem moralischen Cynismus gegenüber, was in allgemeiner Fassung nur heißen kann, Schiller stand gegen die strikten Empiristen auf seiten der Vernunft, gegen die Rigoristen auf seiten der Natur.

So streben beide, jeder für sich betrachtet, in die Wagschalen des Lebens Vernunft und Sinnlichkeit in gleichem Gewichte zu legen, gegen einander gehalten wiegen sie sich aber in den entgegengesetzten Schalen wieder auf. Bei beiden ist ein Übergewicht, bei Goethe des Reellen, bei Schiller des Ideellen, vorhanden.

Wir bewundern in Goethe „die gesunde und sichere Sinnlichkeit, die feste und lebendige Gestaltungskraft, die naive Intuition, die mitten aus den Dingen herausschafft".[2]) Er ist nach Schillers Urteil derjenige unter den modernen Dichtern, in dem sich die Natur am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt, und in dem sie getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt. Das Ideal der Kunst muß daher nach seiner sensualen Ansicht mit den Typen der Natur zusammenfallen; er findet den höchsten Grad der Wechselwirkung von Gesetz und Willkür schon in der Vegetation, und das Höchste ist ihm, die Anlagen der Natur zu entfalten. Mithin kann er als naiver Dichter auch bloß das ruhige Dasein, das Wirken der Dinge nach ihrer Natur schildern. Und zwar drängt das Angeschaute, Empfundene, Erfahrene zu dem angemessensten Ausdruck, ohne erst durch die Erkenntniskraft durchgegangen zu sein, so daß er also die Naturgunst hat, immer als Einheit zu wirken. Wohl schaut er im Besonderen das Allgemeine, aber er spricht das Besondere klar aus, ohne an das Allgemeine zu denken; ist doch auch im lebendig und rein gefaßten Besonderen das Allgemeine enthalten.

Aber er steht in Abhängigkeit von der Erfahrung, und seine Dichtung ist, als naive, nach Schillers Worten eine Gunst der Natur, ein glücklicher Wurf, keiner Verbesserung nötig, wenn er gelingt, keiner fähig, wenn er mißlingt.[3]) Mit dem Vorwalten der Sinnlichkeit ist ferner ein Überwiegen des empfänglichen Vermögens über das produktive verbunden.[4]) Daraus erklärt sich sein häufig zögerndes Verhalten; wie die Natur zerstreut er die Kräfte zum Teil und umgeht lieber die Schwierigkeiten, anstatt sie zu überwinden.

In Schiller erkennt schon W. v. Humboldt[5]) als charakteristische Eigentümlichkeit ein Überwiegen des Geistes über die Sinnlichkeit. Er war seiner Natur nach genötigt, zu allem, was ihn fesselte, die Idee zu suchen. So ist sein Dichtergenie auf das engste an das Denken in all seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die, alles ergründend, spalten und, alles verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte.[6]) Das Höchste ist ihm, die Forderungen der Vernunft zu befriedigen, und er muß deshalb den Urbegriff des Schönen aus den höchsten Regionen des Geistes holen, sein Kunstideal ist absolut, aus dem Bunde des Möglichen und Notwendigen erzeugt.[7]) Er fordert von der Dichtung einen tieferen Anteil des Gedankens und verlangt Rechenschaft von ihr auf dem Gebiete der Erkenntnis, so daß er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter ist. Aber indem Gedanke und Bild in Wechselwirkung treten, indem er für die Idee das sinnliche Gewand, zum Allgemeinen das Besondere sucht, wirkt er als Zweiheit. Seine Einbildungskraft schöpft nun zwar aus dieser Verbindung, die Einbildungskraft durch den zu überwindenden Gegensatz steigernd, Feuer, Tiefe und Stärke. Aber die innere Stimmung beherrscht zu sehr das Vermögen, die Außenwelt anzuschauen, und in seinen Dichtungen wird man daher zuweilen die Farbe der Natur vermissen. Es zeigt sich hierin das mit dem Vorwalten der Vernunft verknüpfte Übergewicht des bestimmenden Vermögens über das empfängliche. Dieses Übergewicht, diese Kraft des Willens ist es, aus welcher sich seine beispiellose produktive Thätigkeit und die hohe Vollkommenheit selbst da erklärt, wo er nicht Günstling der Natur zu sein scheint.

Ich habe mir das für ihre Naturen überaus charakteristische Verhältnis beider zur Philosophie und zum Griechentum zur gesonderten Behandlung bis zum Schlusse dieser Gegenüberstellung aufbewahrt, einmal, weil gerade hieraus neue Schlagwörter zur Bezeichnung ihrer Gegensätzlichkeit genommen worden sind und dann, weil gerade hierbei die merkwürdige Mischung von Übereinstimmung und Gegensatz hell in die Augen springt.

---

[1]) Gesch. d. d. D., Bd. V, S. 565. [2]) Hettner, Gesch. d. d. L., 3. Buch, 2. Abt., S. 194. [3]) Schillers sämtl. Schr., 10. Teil, S. 492. [4]) Schon Körner findet „eine gewisse Weiblichkeit" in einem Zuge Goethes. Schillers Brfw. mit K. III, 357. [5]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 196. [6]) Ebenda S. 4. [7]) Vergl. 9. Brief in Schillers Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Goethe las nach seinem eigenen Bekenntnisse schon in der Jugend gern Geschichte der Philosophie. Während seines Leipziger und Straßburger Aufenthaltes hat er philosophische Neigungen; in Straßburg wird er, wohl vorzüglich durch Herder, in Rousseau eingeführt; später lernt er Giordano Bruno und Spinoza kennen, welch letzterem er in Gemeinsamkeit mit Jakobi und später der Frau von Stein ein eingehendes Studium zuwendete. Kant wendet er seine Aufmerksamkeit in einem Maße zu, daß Körner nach seiner Zusammenkunft mit Goethe unterm 6. Oktober 1790 an Schiller berichtet, die meisten Berührungspunkte hätten sie in Kant gefunden. Und doch gilt er bereits seinen Zeitgenossen im allgemeinen nicht für philosophisch gerichtet. In Rom hält man ihn in metaphysischen Gesprächen nicht für voll, in Jena lauscht man seinen philosophischen Auseinandersetzungen mit Lächeln, und Schiller und Körner stimmen darin überein, daß Goethes Philosophie zuviel aus der Sinnenwelt hole.[1]) Die alte Hauptfrage, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein beitrage, ist für ihn eigentlich gar nicht da. Er hat beide niemals gesondert und glaubt wirklich, er sehe seine Meinungen vor Augen. Daher muß er höchst erstaunt sein, als die Anschauung, die er von der Normalpflanze zu haben glaubt, von Schiller eine Idee genannt wird. Heinroth findet später das Wort für diese Eigenart, indem er Goethes Denken ein gegenständliches nennt. Sein Verhältnis zur Philosophie erscheint ihm selbst höchst wunderlich, als seine Beziehungen zu Schiller sich belebt hatten.[2]) Schillers hohe philosophische Fähigkeiten stehen außer allem Zweifel, und seine kunsttheoretischen Schriften sind ein dauerndes Denkmal derselben. Und doch fühlt er selbst, in welchem Gegensatz er sich zur reinen Philosophie befindet, wenn er[3]) an Goethe schreibt, er sei in seinen Spekulationen der Natur treuer geblieben, als die Kantianer für erlaubt und möglich halten. Das Systematische der Philosophie reizte ihn an und für sich nicht; ja, er war dem Buchstaben des Gesetzes nicht viel näher als Goethe; die reine Spekulation, welche die Form von allem Inhalt und aller Materie loszulösen strebt, lag seinem bildenden Geiste ganz fern, dem die Materie und die Sinnenwelt kein Hemmnis war, sondern Stoff, in den sich sein Formsinn eingrub, damit er dem Unendlichen Gestalt und Erscheinung gebe. In diesem Sinne schreibt er unter dem 25. Mai 1792 an Körner: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophiere ich gern über die Theorie."

So wenig, wie hiernach Goethes und Schillers Verhältnis zur Philosophie berechtigt, den einen als den nicht spekulativen dem anderen als dem spekulativen gegenüberzustellen, ebensowenig ist es gerechtfertigt, in Goethe einen alten Griechen im Gegensatz zu Schiller, dem modernen Dichter, zu sehen. Kein Zweifel, als naiver Dichter, durch den engen Anschluß an das Wirkliche, gleicht Goethe den Griechen, und ebenso durch die stille Größe und Einfalt der Formengebung. Er findet auch durchaus, wie für die [illegible] Künste, so für die Poesie nur in der Antike die Ideale. Aber Schiller teilt diese Wärme für d[illegible]chentum vollkommen. Er bildet sich sogar in gewissen Augenblicken ein, er habe eine größere Verwandtschaft mit den Griechen als mancher Andere.[4]) Er meint, bloß ein Zufall der Erziehung sei zwischen ihn und die Griechen getreten[5]) und will deshalb in seinen späteren Jahren noch Griechisch lernen.[6]) Und Humboldt selbst findet eine überaus große Verwandtschaft des Schillerschen Geistes mit dem griechischen und zwar in der Reinheit von allem Zufälligen.[7]) Diese Reinheit ermöglicht ihm die strenge Konzentration der Geisteskraft auf einen Punkt, worin er den Griechen näher stand, als selbst Goethe.

Können wir so für beide eine gewisse, wenn auch dem Grade und der Art nach verschiedene Verwandtschaft mit den Griechen anerkennen, so müssen wir anderseits beiden eine gewisse moderne Realität zusprechen, die ein Vorzug vor den Alten ist, und die sich nur wieder bei Goethe mehr als Empfindungs-, bei Schiller mehr als Ideengehalt zeigt.

Überaus bezeichnend sind für Schillers und Goethes gleichmäßige Abweichung von den Alten — trotz ausgeprägter Verschiedenheit unter sich — ihre Frauengestalten. Hier sind beide entschieden im Vorteil gegen die griechischen Dichter, deren weibliche Naturen uns durch eine gewisse Leere auffallen.[8]) Während aber Schillers Frauen bei hoher Idealität und wunderbarem Glanz der Erscheinung doch zuweilen die Farbe der Natur vermissen lassen, atmen Goethes Frauen neben der erquickendsten Gemütstiefe

---

[1]) Schillers Brfw. mit K., II, 207 u. 210. [2]) Goethes W., Bd. 34, S. 96. [3]) Brfw. zw. Sch. u. G., 4. Auflage, Nr. 40. [4]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 185. [5]) Ebenda, S. 185. [6]) Ebenda, S. 206. [7]) Ebenda, S. 196 u. 197. [8]) Schillers sämtl. Schr., 10. Teil, S. 495 u. 496. Vgl. Schillers Brief an W. v. Humb., vom 17. Dez. 1795.

durchaus lebendige Wirklichkeit, so daß Goethe hier, wo nach Humboldt [1]) die Natur mehr stofflich, weniger „auseinandergewickelt“ wirkt, den Preis davonträgt.

Ergiebt sich aus dem Bisherigen, wie schon durch ihre Naturen viele Berührungspunkte zwischen Goethe und Schiller gegeben waren, so zeigt ein Blick auf ihre Entwickelung bis zur Vereinigung, wie sie sich selbst mehr und mehr der mittleren Stellung zwischen den widerstrebenden Richtungen des menschlichen Wesens nähern.

Die Annäherung ihrer Lebensbahnen ist offenkundig. Bei beiden wird zwar zunächst durch die Verhältnisse des Elternhauses und durch die Jugenderziehung das vorwaltende Vermögen auf Kosten des geringeren begünstigt. Goethe entstammt einem wohlhabenden Patrizierhause, seine Erziehung ist im ganzen eine sehr freie, und so kann sich seine Natur ungehemmt entfalten wie eine Pflanze. Schiller ist durch engere häusliche Verhältnisse beschränkt, die Erziehung in der militärischen Anstalt ist eine fast klösterliche, und die äußeren Schranken drängen ihn zur Verinnerlichung seines Lebens. Aber da werden beide erfaßt von der Kultur- und Litteraturbewegung jener Zeit, die durchaus beherrscht ist durch den Widerspruch zwischen dem neu sich hervorringenden Menschheitsideal und der widerstrebenden Wirklichkeit. In gleicher Weise beginnen sie den Kampf gegen das Bestehende (daher auch Götz und die Räuber durchaus ähnlich wirkten), nur daß sich Goethes Stürmen mehr als ein rein menschliches gegen das Unnatürliche in den bürgerlichen Verhältnissen, dasjenige Schillers mehr als ein politisch-soziales gegen das Unvernünftige in den staatlichen Einrichtungen kehrt. Bald aber wird der Sturm und Drang durch Studium und Lebenserfahrung gemildert. Der Rousseau'sche Einfluß wird bei beiden durch Spinoza verdrängt. Beide werden durch heftige Leidenschaften hindurchgetrieben und gehen entsagend aus schweren Kämpfen hervor. Aus einem fleißigen Naturstudium gewinnt Goethe innere Ruhe und geistige Vertiefung, die bedeutende Stellung in Weimar giebt ihm Vielseitigkeit und drängt ihn auch äußerlich zu Maß und Harmonie. Für Schiller wurde die Geschichte eine Übung und Stärkung seines Geistes, hier fand er die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheueren Gebiets; die Philosophie lehrt ihn eine ganz beispiellose Selbstkritik üben. Die Anschauung der alten Kunst in Italien vollendet Goethes Erziehung, und auch Schiller läutert durch das Studium der Alten seinen von der wahren Einfalt abgeirrten Geschmack und lernt dadurch die reine Natur mit mehr Billigkeit anschauen.

Das Ergebnis ist für beide dieselbe innere Vertiefung und Begrenzung, dasselbe hohe und reine Menschheitsideal, das sie nun nicht mehr in Verneinung und Überspringung der Wirklichkeit, sondern in deren menschenwürdiger Erfüllung und Umbildung suchen.

So war nun in der That, als sich Schiller und Goethe endlich im Jahre **1794** fanden, Gemeinsames genug vorhanden, sie fest an einander zu ketten, anderseits war auch noch des Gegensätzlichen genug, daß ihr Verhältnis ein solches gegenseitiger Vervollkommnung werden konnte. Leicht könnte man zu der Meinung kommen, der gesündere, erfahrenere, von Natur und Glück bevorzugtere Goethe werde den kränkelnden, jüngeren, vielfach mit der Ungunst des Schicksals kämpfenden Schiller in seine Bahnen hinübergezogen haben. Riemer redet einer derartigen Auffassung das Wort, und Schiller selbst war nicht frei von einer dahin zielenden Besorgnis. [2])

Einer solchen Auffassung widerspricht jedoch schon die oben erwähnte Wesenseigentümlichkeit Goethes, wonach in ihm das bestimmende Vermögen hinter das empfangende zurücktrat. Dazu kommt, daß Goethe schon kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien in einen Zustand geraten war, in dem seine Thätigkeit geschwächt, seine Triebkraft halb erstorben sein mußte. Die Ursachen waren verschiedener Art. Gewaltig und höchst ungünstig wirkte die französische Revolution auf ihn ein. Hatte ihn schon die Halsbandgeschichte in einer Weise aufgeregt, daß er seinen Freunden wie verwandelt vorkam, so vermochte er der französischen Revolution mit ihrem wachsenden Ungestüm, die alle ruhige Entwickelung bedrohte, durchaus nicht zu folgen. Noch in seinen alten Tagen klagt er: „Die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand hat so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt;“ vergebens war „die grenzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen.“ [3]) Die politischen Dichtungen aus dem Anfange der neunziger Jahre, der Großkophta, der Bürgergeneral und die Aufgeregten, bestätigen alle dieses Urteil. Ja selbst Reineke Fuchs, „der auch dem Bestreben begegnet, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd

---

[1]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 168. [2]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 269. [3]) Goethes W., Bd. 27, S. 353.

hinzugeben“, läßt uns Blicke in die innere Zerrüttung thun, in welche Goethe durch die französische Revolution gebracht worden war.

Konnte er sich mit den Zuständen des Weltlaufs nicht zurechtfinden, so war anderseits der enge Kreis in Thüringen, der ihn nach seiner Rückkehr aus Italien wieder aufgenommen hatte, auch nicht dazu angethan, sein Gemüt zu befreien. Goethe fröstelte innen und außen. „Schmerzliche Sehnsucht nach Italien“ bezeichnet Karoline von Wolzogen Goethes Zustand bei seinem ersten Zusammentreffen mit Schiller, und noch durch Meyers Eintreffen bei Goethe wird diese Sehnsucht von neuem aufgeregt. Und nun die Ankunft in Weimar! „Wer je längere Zeit von dem Kreise alter Gewohnheiten, alter Bekanntschaften entfernt gewesen, in einer neuen Welt ein höheres Dasein, seiner Natur und seinen Strebungen entsprechend, gehabt hat, dann wieder in den gewohnten Kreis zurückkehrt, dort alles unverändert findet, — wer da ein Fremder sich gefühlt, der wird es verstehen, was es für Goethe hieß, aus Italien nach Weimar zurückzukehren.“ In den Kreisen seiner nächsten Bekannten fand er helle Begeisterung für Werke, wie Schillers Räuber und Heinses Ardinghello, Produkte eines von ihm längst überwundenen Standpunktes. „Der Beifall“, sagt Goethe, „der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein gezollt ward, erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen“; „die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.“ [1]) Eine neue Ausgabe seiner eigenen Schriften fand nicht die erwartete Aufnahme; seine nächsten Freunde hatten für so abgeklärte Werke, wie Iphigenie und Tasso waren, nur ein kühles Entgegenkommen, Egmont gefiel auch nicht. So fehlte ihm das Verständnis und die Teilnahme derer, von welchen er beides am meisten gewünscht und erwartet hätte. Und wie ihm gleich den heimischen Freunden auch die fernen fremd geworden waren, lehrte ihn im Jahre **1792** der Besuch in Mainz, Düsseldorf und Münster, wo ihn seine alten Freunde nicht recht wiedererkennen wollten. [2])

Die Einzige, die vielleicht fähig gewesen wäre, in liebevoller Teilnahme auch seiner neuen Entwickelungsstufe Verständnis entgegenzubringen, sie, die ihm während seines ersten zehnjährigen Aufenthaltes in Weimar nach und nach alles in allem, Freundin, Schwester und Geliebte geworden war, die neben Herder das einzige Kapital gewesen, von dem er Interesse gezogen hatte, [3]) sie — Frau von Stein — mußte sich tief verletzt zurückziehen, als Goethes Beziehungen zu seiner nachmaligen Gattin sich entwickelten. Was Goethe diese Trennung kostete, läßt sich nicht nachrechnen, aber ich meine, Karoline von Wolzogen trifft das Richtige, wenn sie [4]) schreibt: „Ein zwölfjähriges zärtliches Verhältnis kann sich nicht in so widrige Empfindungen auflösen, ohne die besten Kräfte des geistigen Lebens zu vernichten.“

Das Verhältnis zu seiner nachmaligen Gattin hat nun gewiß anfänglich befriedigend auf ihn gewirkt; bekennt er doch selbst, es habe ihn ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken vermocht. [5]) Aber, wenn wir auch von allem absehen, was Gehässigkeit über Christiane Vulpius gesprochen und geschrieben, wenn wir auch berücksichtigen, daß Goethe ihr in herzlicher Neigung zugethan bleibt, so war sie ihm doch zu sehr nur das Weib, als daß ihm ihre Genossenschaft auf die Dauer viel hätte sein können; seine Vereinigung mit ihr, auf Sinnlichkeit gegründet, konnte nur vorübergehend eine beglückende Wirkung äußern, wie ja auch ihr dichterisches Ergebnis, die römischen Elegien, als poetische Wunderblume voll südlicher Glut inmitten einer unpoetischen Periode Goethes erscheint. Auch die schöne Elegie Amyntas, ferner mehrere Äußerungen Schillers gegen Körner (besonders in einem allerdings erst späteren Briefe, wo von Goethes elenden häuslichen Verhältnissen gesprochen wird) [6]) lassen uns ein Wort der guten Charlotte von Schiller als ein abschließendes Urteil über Goethes Ehe erscheinen: „Er hatte nicht die Bande des Lebens geknüpft, die durch ihre Wahrheit und Innigkeit die Zufriedenheit des Herzens begründen.“ [7])

Goethe fühlt sich vereinsamt. Und wie früher, so drängt ihn auch jetzt die innere Not dazu, „die erhabene Ruhe der leise sprechenden Natur zu suchen.“ Daher folgende Äußerungen Goethes aus dem Anfang der neunziger Jahre: „Ich hielt mich fest an diese Studien (der Farbenlehre), wie an einem Balken im Schiffbruch“, und „Ich fühlte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer weit umhergreifenden Wissenschaft für den Mangel an Kunstleben einigermaßen entschädigt.“ [8]) Aber auch nur einigermaßen. Aus den venetianischen Epigrammen tönen schrille Töne des Mißbehagens. Im

---

[1]) Goethes W., Bd. 27, S. 309 u. 310. [2]) Goethes W.. Bd. 27, S. 14. [3]) Riemer, Mitt., II, S. 183. [4]) Fielitz, Schiller und Lotte, 2. Aufl., II, S. 184. [5]) Goethes W., 25. Bd., 128. S. [6]) Schillers Brfw. mit K., IV, S. 197. [7]) Urlichs, Charl. v. Sch. und ihre Freunde, I, S. 128. [8]) Goethes W., Bd. 27, S. 15 u. 9.

ganzen verharrt er in dem Zustand, den Schiller schon 1789 durch die Worte kennzeichnet: „Goethe ist noch gegen keinen Menschen zur Ergießung gekommen" [1]) und den auch Lotte so gut empfindet, wenn sie meint, er sei einsam, uneins mit sich selbst und habe viele trübe Augenblicke. [2])

Wie durchaus entgegengesetzt sind Schillers gleichzeitige Lebens- und Gemütszustände! ganz so, daß das durch seine Naturanlage vorwaltende bestimmende Vermögen erst recht zur Geltung kommen mußte. Goethe selbst macht darauf aufmerksam, daß Schiller so viel jünger und im frischen Streben begriffen war, da er (Goethe) an der Welt müde zu werden begann. [3]) Erinnern wir uns, daß Schiller gerade zur Zeit seiner beginnenden Freundschaft mit Goethe den Gipfel der Philosophie erklommen hatte und im Begriff war, sich zur poetischen Thätigkeit zurückzuwenden! Mit Begeisterung spricht Goethe in seinem Greisenalter von Schiller: „Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, schien er mir vorgeschritten an Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil." [4]) Und zwar geht er streng auf selbstgezeichneten Bahnen, ist immer im „Besitz seiner erhabenen Natur", [5]) und erscheint bei allem kühnen Vorwärtsschreiten so sehr auf sich selbst ruhend, daß er W. v. Humboldt zu dem Ausspruche nötigt: „Ich weiß niemand, auf dessen Unveränderlichkeit ich so fest bauen möchte, als auf die Ihrige" [6])

Dazu kommt ein Familienleben, in welchem eine treffliche Frau die Atmosphäre reinen Glückes um ihn verbreitete. Schiller war ruhiger, seine Erscheinung wie sein Wesen anmutiger geworden, und ich möchte es nicht bloß, wie W. v. Humboldt thut, als Erfolg der geschichtlichen und philosophischen Studien, sondern vor allem auch als Verdienst von Schillers Gattin ansehen, wenn Schillers Umgang jetzt durch seine Ruhe und Milde so überaus wohlthätig wirkte. [7]) Und dieser Zustand blieb ihm treu. Ja, selbst das böse Leiden in seiner Brust vermochte daran nichts Wesentliches zu ändern. Er hatte die Angst des Irdischen von sich geworfen und lebte nur von den höchsten Ideen und glänzendsten Bildern umgeben! Und in das gewöhnliche Leben führte er aus jenem eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verraten. [8])

II.

Am 20. Dezember 1789 schreibt Charlotte von Lengefeld an Schiller: „Goethe bleibt bis den ersten Feiertag in Jena. Du wirst ihn wahrscheinlich treffen. Ich wünschte es um seiner selbst willen, daß er mit Dir umginge. Dein Geist könnte wohlthätig auf ihn wirken", und Schiller antwortet am folgenden Tage: „Ich würde mich freuen, wenn ich ihm mehr sein könnte." Aber noch sollten Jahre vergehen, ehe ein engeres Verhältnis zwischen ihnen sich bildete. Durch das bekannte Gespräch auf dem Heimweg aus der naturforschenden Gesellschaft bei Batsch [9]) wurde endlich der erste Schritt dazu gethan. Und nun bewährte sich Goethes Wort an ihm selber: „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten." [10]) Durch die Herausgabe der Horen wurde dann der Briefwechsel eingeleitet, der uns in das Verhältnis beider tiefe Blicke thun läßt. Wie sehr Schiller Goethes Annäherung erwünscht war, ergiebt sich aus der brieflichen Äußerung gegen Körner, daß Goethe ihm nun endlich mit Vertrauen entgegenkomme. [11]) Als Goethe zur Mitarbeit an den Horen die Hand geboten hatte, ergriff Schiller sogleich den ganzen Menschen, indem er in einem kühnen Briefe [12]) Goethe den Beweis lieferte, wie liebevoll er die Natur Goethes erfaßte, wie tief er sie beurteilte. Schiller

---

[1]) Fielitz, Sch. u. L., I, S. 216; ähnliche Bemerkungen im Brfw. Schillers mit Körner, II, S. 179 u. 207. [2]) Fielitz, Sch. u. L., I, 221. [3]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, 6. Aufl., I, S. 152. [4]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, I, 137. [5]) Goethe bei Eckermann, II, S. 8. [6]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 106. [7]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 106. [8]) Vgl. Brfw. zw. Sch. und W. v. Humb., S. 40 und 325. [9]) Goethes W., Bd. 27, S. 311. [10]) Goethes W., Bd. 27, S. 312. [11]) Schillers Briefw. mit K., III., S. 190. [12]) Brfw. zw. Schiller u. Goethe, Nr. 4.

bringt Goethe und seinen Werken das regste Interesse entgegen, nimmt gemütvoll teil an allem, was Goethe bewegt, und spendet ihm herzliches Wohlwollen und seinen Werken neidlosen Beifall. Goethe ist ihm der gottbegnadete Künstler, den er im neunten ästhetischen Briefe zeichnet. [1]) Dabei hat er den vollen Glauben an Goethes ungebrochene Kraft. „Ihre zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese", schreibt er an Goethe [2]), und an Meyer: „Er darf nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." [3]) Mit wärmster und verständnisvollster Teilnahme nimmt er die einzelnen Dichtungen Goethes entgegen. Dem berechtigterweise gegen das Publikum mißtrauisch gewordenen Goethe schreibt er, der Geschmack der Besseren nehme offenbar eine Richtung, die zu der vollkommensten Anerkennung seiner Verdienste führen müsse. [4]) Ja, diese hingebende Teilnahme erstreckt sich sogar auf Goethes Naturstudien, von deren Bedeutung er eine großartige Ansicht hat. [5]) Goethe selbst spricht das abschließende Wort über Schillers Teilnahme, indem er sie die „innigste und höchste" nennt. [6]).

Schillers fast leidenschaftlicher Freundschaftsantrag fiel bei Goethe auf günstigen Boden. Goethe empfand in seiner Vereinsamung das Bedürfnis sich anzuschließen und einen Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung gegangen war, gemeinsam mit Schiller fortzusetzen. So konnte Schiller schon am 12. September 1794 an seine Frau schreiben: „Von allen Seiten erfahre ich jetzt, wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut." Schillers Briefe über ästhetische Erziehung machen Goethe viel Freude; er liest sie zweimal, und als betrachtender und handelnder Mensch findet er sich durch sie gefördert. [7]) Er wird gefesselt durch Schillers Bereitwilligkeit zur Auffassung und Verständigung, freut sich auf eine häufigere Auswechselung der Ideen mit Schiller und spricht wiederholt das Bedürfnis darnach aus. Am Anfang des Jahres 1795 schreibt er an Schiller: „Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer mehren werden." [8]) Dabei ist ihm das Verhältnis zu Schiller auch Herzenssache. „Leben sie wohl und lieben mich, es ist nicht einseitig," heißt es im 56. Briefe, und gesteigert in Nr. 531: „Bleiben Sie fest im Bunde des Ernstes und der Liebe, alles andere ist ein leeres und trauriges Wesen." [9])

Kein Wunder, daß sich bei der begeisterten Hingabe von der einen und dem bereitwilligen Entgegenkommen von der anderen Seite ein überaus reger und inniger Verkehr gestaltete. „Wir verlebten," erzählt Goethe, „keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten." [10]) „Goethe ist hier," berichtet Schiller an Humboldt, „wir sitzen von abends um 5 Uhr bis nachts 12 auch 1 Uhr beisammen und schwatzen;" [11]) und seiner Frau schreibt er über einen Besuch bei Goethe: „Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu." „Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen." [12]) Die Innigkeit der Beziehungen leidet durch die Zeit ganz und gar keine Einbuße. „Es sind jetzt 4 Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind," schreibt Schiller darüber an Körner, „und in dieser Zeit hat unser Verhältnis sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten." [13]) Das herrlichste Bindemittel fanden sie in ihren Bestrebungen. „Die Poesie", sagt Goethe, hatte uns für Nähe und Ferne mit einander verbunden, und so blieben wir im fortwährenden Austausch unserer neusten Leistungen, Vorsätze und Ideen." [14]) Das Verhältnis blieb immer lebendig und frisch und gewann desto mehr an Mannigfaltigkeit, je harmonischer es ward, und je mehr die Entgegensetzung sich verlor. [15])

Wohl war manche Kraft von außen thätig, den Bund zu lösen; auch besaß nach Göthes eigenem Urteil weder er noch Schiller eine vollendete Reife, „weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue in hohem Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen." [16]) Aber das Bündnis hatte auch eine mächtige äußere Stütze in Schillers anmutiger Häuslichkeit. Goethe brachte der anspruchslosen Gattin des Freundes die ehrerbietigste Zuneigung entgegen, es wurde ihm in Schillers Hause wohler als in seinem eigenen. [17]) Charlotte sah mit Bewunderung zu Goethe empor und hatte ihre Freude an der Freundschaft zwischen ihm und

---

[1]) Vgl. Brfw. zw. Schiller und Goethe, Nr. 19. [2]) Ebenda, Nr. 267. [3]) Ebenda, Nr. 344. [4]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 242. [5]) Ebenda, Nr. 4. [6]) Goethes W., Bd. 27, S. 31. [7]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 20. [8]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 38. [9]) Vgl. auch Nr. 661. [10]) Goethes W., Bd. 27, S. 47. [11]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 204. [12]) Fielitz, Schiller u. Lotte, III, S. 96. [13]) Schillers Brfw. mit K., IV, S. 86. [14]) Goethes W., Bd. 29., S. 347. [15]) Vgl. Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 343. [16]) Goethes W., Bd. 27, S. 313. [17]) Urlichs, Charl. v. Sch. und ihre Freunde, III. S. XX.

dem Manne ihres Herzens. „Wer weiß“, schreibt die Frau von Stein am 3. März 1797 an sie, „ob Sie nicht der gute Geist sind, der sie (Schiller und Goethe) beide inspiriert“,[1]) und Goethe erklärt ausdrücklich, daß Schillers Gattin das Ihrige zu dauerndem Verständnis beigetragen habe.[2]) Und so lebten sie in einem Bunde, der ununterbrochen gedauert und für beide Teile Gutes gewirkt hat.[3])

Wie hoch Goethe diesen Bund und dessen Bedeutung für sich schätzte, darüber äußert er sich in bezeichnendster Weise. „Alle meine Wünsche und Hoffnungen,“ schreibt er in den Annalen, „übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete.“[4]) Er bezeichnet den Zeitpunkt ihres Zusammentreffens als einen überaus glücklichen und meint, es habe bei seiner Bekanntschaft mit Schiller etwas Dämonisches obgewaltet.[5]) Ja, gegen Eckermann[6]) äußert er: „Unser Verhältnis war so innig, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.“ Das bestätigt auch der gewaltige Riß, den Schillers Tod in Goethes Leben brachte.[7]) Noch im Jahre 1829 läßt er sich darüber in seinem Briefe an den König von Bayern vernehmen: „Mir fehlte nunmehr eine innig vertraute Teilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte.“[8])

Goethe wurde durch seine neuen Beziehungen zu Schiller in schneller Folge aus seiner Gemüts- und Geisteseinsamkeit erlöst, so daß er den auf ihm lastenden mannigfachen Druck teils abschütteln konnte, teils weniger empfand.[9])

Freude, Lebenslust und Mut stellten sich wieder bei ihm ein.[10]) Auf dieser Grundlage erwuchs ihm eine fröhliche Arbeitslust.[11]) Und zwar ist es die Poesie, auf welche sich sein neuerwachter Thätigkeitstrieb richtet; denn die Poesie war die melodische Stimme, in der sich seine ganze Menschheit ausströmte.

So führte ihn die Verbindung mit Schiller zur Poesie zurück, „aus dem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens.“[12]) „Sie haben mich,“ schreibt er an Schiller, „von der allzustrengen Beobachtung der äußern Natur und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte,“[13]) und in den Annalen sagt er über sein gemeinsames Leben mit Schiller: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging.[14])“ Wie glücklich dieses Bild gewählt ist, ergiebt sich sofort, wenn man die letzten fünf Jahre vor seiner Vereinigung mit Schiller mit den ersten Jahren nach derselben vergleicht. Von 1790 bis 1794 ist Goethe nur sehr wenig dichterisch thätig gewesen, und von den Dichtungen dieser Jahre steht auch nicht eine (vielleicht von einigen Liedern abgesehen, die der Gunst des Augenblickes ihr Dasein verdankten) auf der Höhe seiner künstlerischen Entwickelungsstufe. Welch reges Schaffen beginnt hingegen mit dem Ende des Jahres 1794, und welche reiche Ausbeute liefern besonders die drei folgenden Jahre! Die beiden Episteln vom Jahre 1794 erscheinen, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter werden fortgesetzt und geschlossen, Wilhelm Meisters Lehrjahre erfahren bedeutende Umänderung und Vollendung, sämtliche Elegien, die zu dem Höchsten gehören, was Goethe geschaffen, eine Anzahl von Balladen erscheinen, ferner die Xenien, die vier Jahreszeiten, einige Lieder und kleinere Gedichte und endlich Hermann und Dorothea. Erregen diese Arbeiten schon durch ihre Zahl und ihren Umfang unser Staunen, so thun sie es der Mehrheit nach auch durch die künstlerische Höhe, auf welcher sie stehen. Der Goethesche Geist ist frei geworden, und es tritt hier der hohe Gewinn seiner italienischen Reise erst völlig zu Tage, es zeigt sich der ganze Goethe in seiner vollen harmonischen Bildung. Da ist nichts mehr von der alten Gedrücktheit und dem erfolglosen Ringen mit den politischen Ereignissen der Gegenwart.

---

1) Urlichs, Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde, II, S. 321. 2) Goethes W., Bd. 27, S. 312. 3) Vgl. Goethes W., Bd. 27, S. 312. 4) Goethes W., Bd. 27, S. 309. 5) Eckermann, Gespr. mit G., II, S. 62. 6) Ebenda, III, S. 133 f. 7) Goethes W., Bd. 27, S. 114 u. 115; vgl. Riemer, Mitt., S. 56 u. 451, ferner den Brief an Zelter vom 1. Juni 1805. 8) Brfw. zw. Sch. u. G., 1, S. IX. 9) Vgl. Friedrich Vischer im 4. Band des Goethejahrbuchs, S. 39 u. 40: „Schiller war, man weiß, zur rechten Zeit ihm näher getreten; der Luftstrom einer ethisch-straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen zweiten Frühlings.“ Ebenda: „Das Beste that der Umgang, das stetig vor Augen gerückte Bild eines Mannes, der groß war, ein Dichter und ein scharfer Denker, und trotz dieser Schärfe unblasiert durch und durch. Es ist Goethes ursprüngliche Natur, seine wahre Lebensstimmung, was wieder anfing, einfach ein Auftauen.“ 10) Vgl. Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 33, 177, 182, 184 u. a. m. 11) Ebenda, Nr. 164. 12) Goethes W., Bd. 33, S. 242. 13) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 399. 14) Goethes W., Bd. 27, S. 26; vgl. S. 312.

Aus den Xenien spricht ein so kampfesfreudiger und siegesmutiger Geist, wie ihn Goethe früher nur in den ersten Jahren seines Weimarer Lebens besessen. Überaus charakteristisch sind die herrlichen Elegien. Sie schließen ganz an den Geist und an den Ton an, der uns in Iphigenie und Tasso und einem Teil der römischen Elegien so wunderbar fremd und doch vertraut entgegentritt; sie sind Blüten seiner antiken Studien, aber hervorgelockt durch die Wärme des Freundschaftsfrühlings. In Hermann und Dorothea gelingt es dem Dichter endlich, wenn auch nicht die französische Revolution selbst, so doch einen Gegenstand mit den Zeitereignissen im Hintergrund in vollkommener Weise dichterisch zu bewältigen und damit nach Schillers Wort[1]) den Gipfel der neueren Kunst zu erklimmen. Er selbst erklärt: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben“,[2]) und Schiller schreibt darüber an Körner[3]): „Die Ausführung ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen.“ Und wenn wir auch diese besonderen Zeugnisse nicht hätten, so würden wir doch aus dem reinen Eindruck, den das Gedicht auf jeden Empfänglichen macht, und den es auf Goethe selbst bis an sein spätes Alter ausübte,[4]) einen Schluß machen dürfen auf die glückliche Gemütslage, aus welcher heraus es geschrieben worden ist; denn „jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand.“[5])

Ergiebt sich so der erste Einfluß Schillers auf die Goethesche Dichtung aus der Befreiung des Gemütes, die Goethe dem Bündnis zu danken hat, so ein zweiter aus dem Antrieb, den Goethes Wille durch Schillers männlichen Geist erfuhr. Schiller wurde zunächst durch seine Horen und später auch durch seinen Musenalmanach veranlaßt, sich um Goethes Thätigkeit eingehend zu bekümmern und dieselbe neu anzuregen.[6]) Goethes Zusage zur Teilnahme wird von Schiller sehr ernst genommen, er schenkt ihm kein Versprechen, kommt seinem Gedächtnis zu Hilfe,[7]) und selbst als Goethe im Jahre 1797 die Reise in die Schweiz unternimmt, bittet ihn Schiller, zuweilen an die Horen zu denken.[8]) So wurden diese Unternehmungen der Anlaß zu mannigfacher Thätigkeit für Goethe.[9])

Aber ganz abgesehen von diesen äußeren Ursachen würde doch der Umgang mit Schiller auf Goethe anregend gewirkt haben. Der Antrieb mußte erwachsen aus Schillers männlichem Geist und rastloser Strebsamkeit. Goethe fühlt das schon bei Beginn seines Verkehrs mit Schiller, wenn er an diesen schreibt: „Wie groß der Vorteil ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken“.[10]) Schiller kann bei seiner tiefen Erkenntnis der Größe Goethes und bei dem vollen Glauben an Goethes ungebrochene Schöpfungskraft ihn nicht unthätig sehen. Er fühlt sich gezwungen, Goethe zum Schaffen anzutreiben, wobei er bescheiden von sich sagt: „Ich setze bloß Sie und ihren innern Reichtum in Bewegung.“[11]) So hoch er auch Goethes Naturstudien schätzt, so sehr er selbst bemüht ist, daran teilzunehmen, so viel er Goethe zu theoretischen Untersuchungen veranlaßt, er weiß doch, daß Goethes eigentliche Heimat die Dichtung ist, und rastlos ruft er ihn immer und immer wieder zur Poesie zurück.[12]) Dahin zielende Äußerungen finden sich im Briefwechsel anfangs spärlich, dann häufiger und stürmischer und verschwinden bis ans Ende nicht völlig.

Schiller freut sich, als er bei Goethe eine lebhafte Neigung für fortgesetzte poetische Thätigkeit wahrnimmt.[13]) Die Mahnungen beginnen, als sich bei Goethe nach einer dreijährigen regen Schöpfungszeit eine gewisse Laßheit einstellte. Besonders eindringlich wird Schiller in dem bekannten Brief an Meyer.[14]) Wer sich, heißt es dort, auf eine solche Höhe gebracht habe, sich einer solchen Form erfreue, wie Goethe, der müsse sich nun ganz der poetischen Produktion widmen. Er rät daher Goethe von der Reise nach Italien ab, und wenn dieser auch zunächst durch die Kriegswirren zur Rückkehr bewegt wurde, so war es doch Schiller, der ihm dieselbe zu einer leichten, ja angenehmen machte. Schiller drängt zur Ausübung, nachdem sie sich über die höchsten Kunstforderungen geeinigt, denn es sei Goethes Beruf, schöpferisch thätig zu sein.[15]) Er regt den Produktionstrieb Goethes, der bisweilen über den Mangel an poetischer Stimmung klagt, gewaltsam auf, indem er ihn aufmerksam macht, wie viel man durch Vorsatz über die Stimmung vermöge,[16]) und als Goethe ihm mitteilte, wie er am Tancred stimmungslos arbeite, antwortet

---

1) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 314. 2) Goethes W., Bd. 27, S. 40. 3) Schillers Brfw. m. K., III, 375. 4) Eckermann, Gespr. mit G., I, 135. 5) Goethes W., Bd. 28, S. 324. 6) Vgl. Goethes W., Bd. 27, S. 26. 7) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 62. 8) Ebenda, Nr. 357. 9) Vgl. Riemer, Mitt., II, 387. 10) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 343. 11) Ebenda, Nr. 343. 12) Vgl. Lewes, II, S. 230 u. Gerv., Über den G. Brfw. S. 54. 13) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 267. 14) Ebenda, Nr. 344. 15) Vgl. Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 575: „Die Natur hat Sie bestimmt, hervorzubringen.“ 16) Ebenda, Nr. 584.

Schiller: „Erfahren Sie bei dieser Gelegenheit, daß sich die poetische Muse im Notfall auch kommandieren läßt.“ [1]) Diesem Drängen brachte Goethe einen verhältnismäßig nur geringen Trieb entgegen, und es mußten ihm deshalb Schillers Forderungen manchmal unbequem werden. Er findet: „Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung.“ [2]) Später schreibt er in Mißstimmung an Zelter, [3]) Schiller und er hätten ihre Zwecke par force gehetzt, durch Überthätigkeit ihre Zeit zersplittert. [4]) Derartige Äußerungen erklären sich aus dem Unbehagen, das durch zu große Ansprüche geweckt wird. Das reine Urteil über die Schillersche Anregung giebt uns Goethe in folgenden Worten: „Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgiltiges Zeugnis abgeben.“ [5])

Trotzdem würde ich der direkten Aufmunterung einen hohen Wert, einen bedeutenden Erfolg nicht beimessen, wenn sie nicht ergänzt worden wäre durch den Antrieb, den Goethe aus der regen poetischen Thätigkeit Schillers erfuhr. Schillers rastlose Produktion mußte ansteckend wirken. [6])

Das Ergebnis der Schillerschen Einwirkung auf Goethes Willen ist vorzüglich in Goethes Balladen und dramatischen Dichtungen aus der Zeit ihres Zusammenwirkens zu finden. Nachdem der Xeniensturm losgebrochen war, sind sie darüber einig, daß sie als Gegenwirkung blos große und würdige Kunstwerke schaffen dürfen. [7]) Neben größeren Werken dichten sie gewissermaßen zur Erholung die Balladen. [8]) In Gemeinschaft und im Wetteifer mit dem Freund ergreift Goethe die Balladendichtung, die er auch selbst als eine gemeinsame That auffaßt. [9]) Daß aber hierbei der Anstoß von Schiller ausging, erklärt Goethe gegen Eckermann, [10]) indem er sagt, er verdanke seine Balladen größtenteils Schiller, welcher ihn dazu getrieben habe. Es gehören hierher die vor seiner Schweizerreise im Jahre 1797 entstandenen Balladen: der Schatzgräber, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere; aber auch die, allerdings ganz anders gearteten, zum größten Teil auf der erwähnten Reise entstandenen Gedichte von der Müllerin mögen noch einer Nachwirkung der durch Schiller erweckten Balladenstimmung zu verdanken sein.

Auch für die Niederschrift der Achilleis bezeugt Goethe die Einwirkung Schillers. „Zur Achilleis“, erzählt er in den Annalen, „hatte ich den ganzen Plan im Sinne, den ich Schiller eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schallt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Silbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt, schrieb ich die zwei ersten Gesänge.“ [11])

Viel wichtiger ist, daß Goethes erloschenes Interesse am Dramatischen durch Schiller wieder geweckt wurde. Es zog ihn nach einem Felde hin, auf dem er Schiller eine herrliche Frucht nach der andern ernten sah. Er läßt sich von der dramatischen Begeisterung Schillers fortreißen und fängt an, die Bühne als Mittel für die Kunstbildung der Nation zu behandeln. [12]) Aber bald zeigt sich eine weitere Wirkung. Schillers rastloses Schaffen drängt Goethe selbst zu dramatischer Thätigkeit. „Ein Monument einer so besondern Geistesthätigkeit als Ihr Wallenstein ist,“ schreibt er an Schiller, „muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist.“ [13]) Sie verabreden sich, nach und nach ein Repertorium unseres deutschen Theaters zu bilden. [14]) Das giebt Goethe Veranlassung zur Übersetzung des Tancred und Mahomet und zur Umarbeitung des Götz und der Stella. Im Anfange des neuen Jahrhunderts entstehen ferner die beiden Gelegenheitsstücke „Paläophron und Neoterpe“ und „Was wir bringen.“ Auch versucht er in aller Heimlichkeit noch einmal (unter der unmittelbaren Nachwirkung von Schillers Wallenstein) das Niegelungene, die französische Revolution dramatisch zu bezwingen; er verschwieg die Arbeit selbst Schiller und erschien ihm daher als „unteilnehmend, glauben- und thatlos.“ [15])

---

[1]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 780. [2]) Ebenda 297. [3]) Brfw., III, 456. [4]) Ähnliche Äußerung gegen Eckermann. I. S. 119. [5]) Goethes W., Bd. 27, S. 39. [6]) Anmerkung. Sonderbarerweise sagt Viehoff (Goethes Leben, 4. Bd., 5 S.): „Ein nachteilig wirkendes Moment war das Gefühl, das unsern Dichter beim Anblick des unablässig schaffenden Freundes ergriff“, während er doch selbst (ebenda S. 14) die Rückkehr Goethes zur dramatischen Gattung auf Schillers Beispiel zurückführt. [7]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 241 und 242. [8]) Vgl. Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 342: „Durch die kleinern Arbeiten muntern wir uns auf.“ [9]) In Nr. 350 u. 353 des Briefwechsels redet Goethe von „unsern“ Balladen, trennt nicht zwischen seinen eigenen und denjenigen Schillers. [10]) Eckermann, Gespr. mit G., II, S. 133 und III, S. 210. [11]) Goethes W., Bd. 27, S. 48. Vgl. Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 578. [12]) Eckermann, Gespr. mit G., I, S. 176. [13]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 507. Anmerkung: „Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins“, und es entstand „eine allgemeine erhöhte Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde.“ Kar. v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl., S. 311. [14]) Goethes W., Bd. 27, S. 112. [15]) Goethes W., Bd. 27, S. 56; vgl. Schillers Klage über Goethes Hinschlendern. Brfw. zw. Sch. und Wilh. v. Humb., S. 305.

Plötzlich überrascht er seine Freunde mit der natürlichen Tochter, die, wenn auch unvollendet, doch zweifellos von allen dramatischen Stücken Goethes, die sich auf die französische Revolution beziehen, weitaus das bedeutendste ist.

Bei Beurteilung der Goetheschen Thätigkeit auf dem Gebiete des Dramas während seines Zusammenlebens mit Schiller ist endlich zu bedenken, daß mehr als die Hälfte vom ersten Teile des Faust und außerdem viele Entwürfe zum zweiten Teil in dieser Zeit entstanden sind. Nach der Herausgabe des Faustfragments im Jahre 1790 lag Goethe eine Weiterführung desselben vollkommen fern. Erst die Bekanntschaft mit Schiller veranlaßt ihn, sich dem Faust von neuem zuzuwenden. [1]) Zwar, als Schiller die noch vorhandenen, nicht gedruckten Bruchstücke vom Faust, dieses „Torso des Herkules“, zu lesen wünscht [2]), lehnt Goethe vorerst ab, mit der Begründung: „Ich wage nicht das Packet aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Mut“; doch fügt er sogleich hinzu: „Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.“ [3]) Schiller läßt ihm keine Ruhe. Schon im Anfange des Jahres 1795 spricht er den Wunsch aus, bei Goethes beabsichtigtem Besuch in Jena einige Scenen vom Faust zu hören. [4]) Sowohl bei diesem Aufenthalte Goethes in Jena, als auch bei zwei kürzeren Besuchen, die er Schiller im April und Juni abstattete, mag wohl der Faust einen Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung gebildet haben. Das darf man daraus schließen, daß Schiller im Juli an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht vom Faust geben kann. [5]) Doch hat Schiller mit seinen Mahnungen vorläufig wenig Erfolg. Im August 1795 schreibt Goethe: „Mit diesem letzten (dem Faust) geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie daran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden.“ [6]) Erst im Sommer 1797, unmittelbar nach Beendigung von Hermann und Dorothea, wendet Goethe seine Gedanken wieder zu Faust und bittet Schiller, ihm die Forderungen, welche er an das Ganze mache, vorzulegen. [7]) Schiller kommt diesem Wunsche in eingehender Weise nach, [8]) bekundet seine Freude über Goethes Entschluß, den Faust fortzuführen, und das Werk wird thatsächlich von Goethe vorgenommen und gefördert. [9]) Die Arbeit wird nun zwar durch seine Reise unterbrochen, aber sogleich nach der Rückkehr will er wieder an den Faust gehen. [10]) Jedoch nimmt er ihn erst nach einem mehrtägigen Aufenthalte bei Schiller und daher wohl nicht ohne dessen erneute Aufforderung, wieder vor [11]) und arbeitet jetzt täglich daran. [12]) Ja, es kommt ihm schon der Gedanke an den baldigen Abschluß. [13]) Aber die Beendigung erfolgt nicht, es scheint vielmehr eine Pause in der Arbeit eingetreten zu sein, die gegen zwei Jahre gedauert hat. Erst als durch die Schiller'schen Dramen das rege Theaterleben in Weimar sich zu entwickeln anfing und Schiller seinen Wohnsitz in Weimar aufgeschlagen hatte, taucht Faust wieder auf. Er mag jetzt oft den Gegenstand der Unterhaltung für die beiden Freunde abgegeben haben. Im Briefwechsel finden wir wiederkehrend aus den Jahren 1800 und 1801 Mahnungen, Wünsche und Erörterungen Schillers, die alle den Zweck haben, die Arbeit am Faust zu fördern, [14]) und aus Goethes Briefen ergiebt sich, daß er stetig daran fortarbeitet. [15]) Doch tritt abermals eine Pause ein, und erst nach Schillers Tod erfolgt im Winter 1806/7 die Vollendung des ersten Teiles. Nimmt man mit Düntzer [16]) an, daß bei dieser letzten Bearbeitung nur wenige Lücken auszufüllen waren, so gelangt man zu dem Ergebnis, „daß Goethe in der Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller mehr als die Hälfte des ersten Teils des Faust, außer vielen Entwürfen zum zweiten Teile, besonders zu dessen drittem Akt, neu dichtete oder vollendete, so daß ihr vorzugsweise dies große Gedicht, der Gipfel unsrer neuern klassischen Litteratur, sein Dasein verdankt“. [17])

Es bleibt drittens noch zu erledigen, wie Schiller durch direkte Einwirkung für Einzelheiten in einigen Goetheschen Dichtungen maßgebend geworden ist. Sieht man hierbei von Kleinigkeiten ab, so läßt sich eine derartige Einwirkung nur für Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Bühnenumarbeitungen einiger Dramen Goethes nachweisen.

---

[1]) Düntzer, Goethes Faust, S. 83. [2]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 26. [3]) Ebenda, Nr. 27. [4]) Ebenda, S. 37. [5]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 58. Vergl. Düntzer, Goethes Faust, S. 83. [6]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 85. [7]) Ebenda, Nr. 327. [8]) Ebenda, Nr. 328 und 330. [9]) Ebenda, Nr. 329, 331 u. 335. [10]) Ebenda, Nr. 382 u. 415. [11]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 448. [12]) Ebenda, Anhang Nr. 8 u. 9. [13]) Ebenda, Nr. 452; vergl. 458. [14]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 754, 761, 763, 765, 787. [15]) Ebenda, Nr. 753, 760, 762, 764, 796, 798, 800, 802, 807. [16]) Düntzer, Goethes Faust, S. 93. [17]) Loeper in der Einleitung zu Faust, Goethes W., Bd. 12, S. XVIII.

Die beiden ersten Bücher von Wilhelm Meister waren bei Beginn des Goethe-Schillerschen Verkehrs schon gedruckt. „Bei der Fortsetzung hatte sich Goethe Schillers kunstsinnigen Beirates zu erfreuen.“ [1]) „Sagen Sie mir“, schreibt Goethe am 6. Dez. 1794 an Schiller, „Ihre offene Meinung, sagen Sie mir, was man wünscht und erwartet. Die folgenden Bücher werden Sie noch im biegsamen Manuskript sehen und mir Ihren freundschaftlichen Rat nicht versagen.“ [2])

Schon für das dritte Buch tritt diese Mitwirkung ein; wenigstens berichtet Goethe nach seiner Rückkehr von dem Besuche bei Schiller im Januar 1795: „Ich habe es nochmals durchgesehen und Ihre Bemerkungen dabei vor Augen gehabt.“ [3]) Von den Ausstellungen, die Schiller am vierten Buche macht, [4]) ist die eine, die Materie über Hamlet möge nicht so hinter einander vorgetragen werden, insofern wichtig, als sie auf eine Eigentümlichkeit des folgenden Buches bereits hinweist. Gegen das fünfte Buch hat Schiller nämlich zu erinnern, daß es ihm zuweilen vorkomme, als ob demjenigen Teile, der das Schauspielwesen ausschließend angeht, zu viel Raum gegeben sei. [5]) Goethe stimmt zu, benutzt Schillers Erinnerungen „wegen des theoretisch-praktischen Gewäsches“ und läßt bei einigen Stellen die Schere wirken. [6]) Vom sechsten Buche bekommt Schiller vor dem Drucke bloß die erste Hälfte in die Hand; er weiß daran nur wenig auszusetzen, doch verlockt ihn der Gegenstand, sich in Vermutungen über den noch fehlenden Teil des Buches zu ergehen. Dabei macht er die Bemerkung: „Hält man sich an den eigentümlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will.“ [7]) Durch diese Bemerkung scheint Goethe zu folgenden anklingenden Schlußsätzen des sechsten Buches (Bekenntnisse einer schönen Seele) bewogen worden zu sein: „Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue.“ [8]) Nach Vollendung des siebenten und achten Buches liest Schiller den ganzen Roman in einem Zuge und es erfolgt nun in einer Reihe von Briefen [9]) die berühmte Würdigung desselben. Unter einer Anzahl von Ausstellungen Schillers erscheint als die wichtigste, daß die Idee des Romans nicht klar genug in die Augen springe.[10]) Goethe nimmt nun verschiedene Veränderungen im Sinne Schillers vor. [11]) Schiller findet die Veränderungen zureichend und vollkommen in dem Geist und Sinne des Ganzen, wenn er auch jetzt noch den Gedanken, daß die Hauptidee des Romans mehr hervortreten müsse, nicht völlig los werden kann. [12])

Was die Umarbeitung Goethescher Stücke für die Bühne anlangt, so können wir von Iphigenie und Egmont deshalb absehen, weil deren Umgestaltung von Schiller allein vollzogen wurde. Anders ist es mit Stella und Götz, die Goethe selbst, aber unter treuem Beistande Schillers, neu bearbeitete. Für Stella sind dem Einflusse Schillers gewisse Kürzungen im Dialog zuzuschreiben, da vollzogen, „wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien.“ [13]) Dabei ging Schiller energisch zu Werke; er ließ sich, wie Goethe sagt, „durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg.“ [14]) Für die Abänderung des Schlusses und die damit gegebene Verwandlung des Schauspieles in ein Trauerspiel scheint der Schillersche Einfluß nicht in Betracht zu kommen, denn Goethe nimmt die Wendung des Schlusses zum Tragischen erst nach Schillers Tode vor und wird dazu durch den allgemein empfundenen Zwiespalt zwischen dem ersten Schlusse des Stückes und unseren Sitten gedrängt. [15])

Bedeutender muß Schillers Einwirkung für die Umgestaltung des Götz gewesen sein. „Obgleich Schiller,“ berichtet Goethe, [16]) „diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu

---

1) Düntzer in der Einleitung zu Wilh. Meisters L., Goeth. W., 17. Bd., S. 13. Anmerkung: Wie sehr auch gerade diese Thätigkeit Schillers von Riemer verurteilt wird (Mitt. I, S. 452 und II, S. 386), so hat sie doch Goethes Anerkennung noch in dessen hohem Alter gefunden. „In Schillers Briefen an mich“, äußert er gegen Eckermann (Gespr. I, 135), „sind über den Wilhelm Meister die bedeutendsten Ansichten und Äußerungen.“ 2) Brfw., Nr. 31. Vgl. Schillers Mitteilung an Körner, Brfw. III, S. 205. 3) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 43. 4) Ebenda, Nr. 49. 5) Ebenda, Nr. 75. 6) Ebenda, Nr. 76. 7) Ebenda, Nr. 86. 8) Goethes W., Bd. 17, S. 396. Vgl. folgende Stelle aus Anmut und Würde: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf.“ Schillers sämtl. Schr., 10. Teil, S. 103. 9) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 179, 180, 181, 185, 188. 10) Ebenda, Nr. 185. 11) Ebenda, Nr. 182, 184, 186, 207. 12) Ebenda, Nr. 229. 13) Goethes W., Bd. 28, S. 721. 14) Ebenda, Bd. 28, S. 721. 15) Ebenda, Bd. 28, S. 721. 16) Ebenda, Bd. 28 S. 724.

erleichtern und war mit Rat und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend.“ Der Briefwechsel giebt uns keine Einzelaufschlüsse über Schillers Teilnahme an dieser Bearbeitung. [1]) Goethe aber spricht sich später über die Art der Umwandlung in folgender Weise aus: „Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zur Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer echten Theatergestalt“. [2]) Hält man damit Goethes Äußerung über Schillers Beihilfe am Götz zusammen, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß besonders für die Verminderung der Scenenveränderungen und die Sammlung des Darzustellenden in größere Massen Schillers Einfluß wesentlich förderlich gewesen sein muß.

III.

Während der im Bisherigen behandelte Einfluß Schillers auf die Goethesche Dichtung sich erklärt aus der Befreiung, die Goethes Gemüt, und aus dem Antrieb, den Goethes Wille durch Schiller erfuhr, so leitet sich der im Folgenden zu behandelnde indirekte Einfluß Schillers auf Goethes Dichtung aus dem hohen Anteil ab, den Schiller an der Überführung Goethes „von Anschauung und Betrachtung zu Beschaulichkeit und Kontemplation“ [3]) hat.

Die Einwirkungen der ersten Art mußten naturgemäß mit Schillers Tode schwinden, sie konnten also nur vorübergehende sein, dagegen bleiben die der zweiten Art fort und fort in Goethe lebendig, so daß sie, je älter er wird, desto mehr in seinen Dichtungen Ausdruck finden. Man kann mit Gervinus [4]) zugeben, daß Goethe dem Übergang von einer anschauenden, lebenskräftigen, leidenschaftlichen zu einer reflektierenden, tiefsinnigen, ruhigen Natur, auch sich selbst überlassen, nicht entgangen wäre. Thatsächlich aber ist diese Umbildung des ersten in den zweiten Goethe durch mannigfache Einflüsse erfolgt, unter denen der Schillersche alle anderen weit hinter sich läßt, und ohne ihn würde sie weder eine so frühe, noch eine so vollständige gewesen sein. [5])

Goethe war zwar, wie wir im ersten Teile gesehen haben, in seinen jüngeren Jahren in vielfache Berührung mit der Philosophie gekommen; doch darf man daraus nicht auf eine eigentlich spekulative Thätigkeit seinerseits schließen. Er stellte sich den philosophischen Sätzen wie den Dingen der Außenwelt gegenüber und suchte „die Meinungen der Philosophie eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen“ [6]) und sich daran auszubilden. Wie fern er trotzdem aller philosophischen Betrachtungsweise geblieben war, ergiebt sich aus einem Briefe Schillers an Körner. „Goethes Geist“, heißt es dort, „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte“. [7]) Es mag dieses im Jahre 1787 ausgesprochene Urteil vielleicht etwas zu scharf gefaßt sein, mag wenigstens im Jahre 1794 nicht mehr in seinem vollen Umfange Geltung haben, nichtsdestoweniger ist es erst der Umgang mit dem philosophisch-thätigen Schiller, der Goethe spekulativ und theoretisch macht. [8]) Goethe selbst bekennt: „Nach diesem glücklichen Beginnen (seiner Bekanntschaft mit Schiller) entwickelten sich in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs die philosophischen Anlagen, inwiefern sie meine Natur enthielt, nach und nach“. [9]) Die kunsttheoretischen Aufsätze Schillers aus der Mitte der neunziger Jahre brachten Goethe zunächst der philosophischen Denkweise Schillers näher. Goethe studiert die ästhetischen Briefe, findet Genuß und praktische Stärkung darin, [10]) zieht Vorteile aus den Ideen über naive und sentimentale

---

1) Wir finden hier von Schiller nur eine Mahnung, den alten Götz recht vorwärts schreiten zu lassen (Nr. 907), und von Goethe die beiden Mitteilungen, daß er die ersten zwei Akte zur Durchsicht schicke und später, daß Götz ziemlich vollendet sei (Nr. 957 und 965). 2) Goethes W., Bd. 28, S. 728. 3) Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, V, 785 S. Vgl. Goethes W., Bd. 33, S. 94: Übergänge „in einen geläuterten, freieren, selbstbewußten Zustand.“ 4) Über den Goetheschen Brfw., S. 135 u. 136. 5) Ebenda, S. 135. Vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humb., herausgegeben von Bratanek, S. 272 u. 273, wo Goethe seine Freude über Schillers Einwirkung auf seine Gesamtbildung ausspricht. 6) Goethes W., Bd. 34, S. 94. 7) Schillers Brfw. m. K., I, S. 133. 8) Lewes, Goethes L., II, S. 261. Vgl. Gervinus, Über d. G. Brfw. S. 61. 9) Goethes W., Bd. 33, S. 94. 10) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 20 u. 22.

Dichtung[1]) und liest den Beschluß der Abhandlung über diesen Gegenstand mit großem Vergnügen.[2]) Das geweckte Interesse wird durch die mündliche Unterhaltung, den brieflichen Verkehr und durch kleine ästhetische Aufsätze, zu denen Goethe durch Schiller veranlaßt wird, rege erhalten und gefördert.[3])

Schon durch seine Unterhaltung mußte Schiller, der für das Gespräch ganz eigentlich geboren schien,[4]) mächtig wirken. Goethe sagt darüber: „Schiller mochte gern unter den Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre, und ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden."[5]) Aber wenn so das Gespräch von dem einzelnen Fall ausging und der einzelnen Arbeit dienen sollte, mußte es sich doch bei Schillers geistiger Eigentümlichkeit zur Gestaltung von Grundsätzen[6]) und Entwickelung von Ideen steigern, mußte es immer eine belehrende Gestalt gewinnen, so daß „jedes Gespräch eine eigene philosophische Abhandlung hätte sein können."[7]) Mit Recht nennt darum Goethe seine Gespräche mit Schiller „durchaus produktiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich."[8])

Der Briefwechsel ist in seinem weitaus überwiegenden Teile die Fortsetzung derartiger Gespräche.[9]) Schiller scheint dabei häufig die Rolle zugefallen zu sein, die von Goethe durch Abstraktion gewonnenen Begriffe weiter zu klären und schärfer zu fassen[10]) und so auch hier dem Freunde seine „Träume zu erzählen und auszulegen",[11]) was dieser dankbar annimmt, „denn," schreibt er an Schiller, „Ihre Opposition ist mir immer nötig, niemals aber mehr, als wenn ich in das Feld der Philosophie übergehe, weil ich mich darin immer mit Tasten behelfen muß."[12])

Im Anschluß an die gemeinsame Lektüre der Poetik des Aristoteles wird der Unterschied zwischen Epos und Drama eine Hauptfrage ihres Briefwechsels, und, besonders durch Wallenstein veranlaßt, wird auch der Gegensatz zwischen antiker und moderner Tragik einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Die hier gewonnenen Grundsätze gehören zu den schönsten Früchten ihres Verkehrs, und selbst Gervinus giebt zu, daß Goethe bei diesen Verhandlungen wirklich Vorteil gezogen habe.[13])

Goethes Natur sträubt sich ab und zu gegen eine derartige Thätigkeit. Er schreibt an Schiller, die theoretischen Betrachtungen könnten ihn nicht lange mehr unterhalten,[14]) er faßt den Entschluß, aller theoretischen Mitteilung zu entsagen,[15]) er klagt, die Philosophie zerstöre die Poesie.[16])

Aber Schiller läßt ihn nicht los, findet die Art, wie Goethe zwischen Reflexion und Produktion alterniere, bewundernswert[17]) und behauptet sogar, daß Goethes anschauende Natur mit der Philosophie sich gut vertrage und dadurch belebt und gestärkt werde.[18]) Goethe setzt sich auch im ganzen trotz momentanen Überdrusses den zur Spekulation treibenden Einflüssen Schillers willig aus, in dem Gedanken, hierdurch einer Einseitigkeit seiner Natur abzuhelfen. Das ergiebt sich klar aus folgendem trefflichen Worte Goethes in der Einleitung zu den Propyläen. „Jeder Künstler," heißt es dort, „wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen".[19])

Was Wunder, wenn nun Goethe auch der Schillerschen Aufforderung: „Ihre reichen Erfahrungen müssen ausgesprochen, geordnet und festgehalten werden"[20]) nachkommt und selbstthätig als theoretischer und kritischer Schriftsteller auftritt? Wohl hatte er schon als Jüngling durch seine Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen den Anlauf dazu genommen, wohl war in Rom von ihm mit Moritz viel über Kunst und ihre theoretischen Forderungen verhandelt worden. Aber jene Rezensionen sind „im

---

1) Riemer, Mitt., II, S. 374. 2) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 152. 3) Anmerkung. Wenn Goethe in der Einleitung zu den Propyläen (G. W., Bd. 28, S. 11) von der Bedeutung spricht, die das Gespräch, der Briefwechsel und kurze Aufsätze, „in die man von Zeit zu Zeit seine Überzeugungen und Wünsche niederlegt", für die wechselseitige Ausbildung von Freunden haben, so steht ihm dabei sicher kein anderes als sein Verhältnis zu Schiller vor Augen. 4) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 6; vgl. Goethes W., Bd. I, S. 137: zur Wechselrede heiter geneigt. 5) Goethes W., Bd. 27, S. 114. Ähnlich gegen Eckermann, Gespr. I, 62. 6) Siehe Goethes Brfw. mit den Gebr. v. Humb., S. 299. 7) Urlichs, Charl. v. Sch. u. ihre Freunde, I, S. 405. 8) Goethes W., Bd. 34, S. 96. 9) In Goethes Brfw. mit den Gebr. v. Humb. sagt Goethe (S. 273): „Seine (Schillers) Briefe sind ein unendlicher Schatz; und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu sein." 10) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 302. 11) Ebenda, Nr. 303. 12) Ebenda, Nr. 423. 13) Gervinus, Gesch. d. d. D., V, 526. 14) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 395. 15) Ebenda, Nr. 629. 16) Ebenda, Nr. 841. Anmerkung. Auch in seinem höheren Alter kehren Äußerungen wieder, in denen er seine Abneigung gegen ästhetische Theorien ausspricht. Siehe Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, S. 106 und Eckermann, I, 62. 17) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 396 18) Ebenda, Nr. 842. 19) Goethes W., Bd. 28, S. 24. 20) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 434.

Grunde nur geistvolle Ergüsse eines Neulings",[1]) und den theoretischen Wert der Verhandlungen in Rom bezeichnet Goethe später selbst deutlich genug, wenn er von der „Dunkelheit" seines damaligen Zustandes spricht.[2])

Jetzt hat er das Bedürfnis einer derartigen Thätigkeit. „Ich kann nicht leugnen," schreibt er an Schiller, „daß ich der Gewohnheit des Theoretisierens aus freiem Willen nachhänge";[3]) er empfindet daher die Gründung der Propyläen als eine wahre Wohlthat, weil sie ihn nötigen, die Ideen und Erfahrungen, die er so lange mit sich herumgetragen, auszusprechen.[4])

So entstehen Ende der neunziger Jahre eine Anzahl Aufsätze aus Goethes Feder; mögen sie nun die Kunst im allgemeinen, wie die treffliche Einleitung zu den Propyläen und der Aufsatz über den Dilettantismus, oder die Poesie im besonderen, wie die Abhandlung über epische und dramatische Dichtung, oder mögen sie endlich die darstellende und bildende Kunst, wie „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke" und „Der Sammler und die Seinigen" in erster Linie betreffen — insgesamt liefern sie den Beweis, daß einer solchen Thätigkeit die Natur Goethes sich angepaßt hatte, und daß es ihm jetzt geläufig war, in Schillerscher Weise mit scharfen Begriffen zu arbeiten.[5])

So war in der That sein Verhältnis zu Schiller „ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung",[6]) und Goethe gewöhnte sich auch an eine philosophische Sprache, die er vorher vielfach geflissentlich gemieden hatte.

Damit aber war ein Neues in seinem Wesen zur Entwickelung gekommen, das nicht wieder schwindet und für die Lebensäußerungen seiner künftigen Jahre mitwirkend sein muß. Er hat damit die Wendung vom Äußeren zum Inneren, vom Realismus zum Idealismus vollzogen.

Es ist daher ganz folgerecht, wenn Goethe, der bis jetzt mit so offenen Sinnen der Außenwelt gegenüberstand, nun den Blick in das eigene Innere kehrt, sich selbst zum Gegenstande der Beobachtung wird. Das zeigt sich schon auf der Reise, die Goethe im Jahre 1797 nach der Schweiz unternahm. Er bemerkt dabei Sentimentalität an sich, Neigung, empfindsame Reisen zu schreiben.[7]) Später erklärt er selbst, die Philosophie werde ihm deshalb immer werter, weil sie ihn von sich selbst scheiden lehre.[8]) Er beobachtet sich auch bei der Arbeit, so daß ihm Schiller schreiben kann, er, Goethe, habe bei seiner jetzigen Art zu arbeiten den besonderen Gewinn der Einsicht in die Operationen des Geistes.[9]) Und die Selbstbeobachtung muß ihm immer wichtiger werden, da er die Selbsterkenntnis immer höher schätzt. „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann", schreibt er im Jahre 1815, „ist das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst."[10]) Als er im Jahre 1820 Wolfs Prolegomena studiert, merkt er sich selbst und seinen Geistesoperationen auf.[11]) Von großem Interesse ist ihm zur Vervollständigung seiner Selbsterkenntnis das Urteil anderer, „welche den Vorteil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen, und daher nähere Kenntnis von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen."[12]) „Ich habe daher", schreibt er,[13]) „in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit gehabt, inwiefern andere mich wohl erkennen mögen."[14])

Die Selbsterkenntnis giebt ihm die Befähigung, auch fremde Gemütsarten innig zu verstehen.[15]) Er hat also eine vertiefte Kenntnis des inneren Menschen, des Geisteslebens überhaupt, gewonnen. Mit der tieferen Kenntnis ist aber eine höhere Schätzung verbunden; in diesem Sinne schreibt er schon 1797

---

1) Freih. v. Biedermann in der Einl. zu Goethes W., Bd. 29, S. XXV. 2) Goethes W., Bd. 34, S. 94. 3) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 773. 4) Ebenda, Nr. 531. 5) Anmerkung. Die Frage, inwieweit in diesen und den späteren kunsttheoretischen, kritischen und verwandten Schriften Goethes Schillersche Ein- und Nachwirkungen vorhanden sind, bedarf einer gesonderten Beantwortung, die nicht innerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit fällt. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß gerade hier, und zwar auch in den lange nach Schillers Ableben entstandenen Arbeiten (z. B. „Shakespeare und kein Ende" und in der Rede zum Andenken Wielands) nach Form und Inhalt überraschende Anklänge an Schillers ästhetische Schriften zu finden sind. 6) Goethes W., Bd. 27, S. 26. 7) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 354. 8) Ebenda, Nr. 49. Vgl. Goethes W., Bd. 29, S. 241: „Eine würdige Philosophie macht ihn (den Deutschen) trotz allem Widerstand schwankender Meinungen mit seinen Geisteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben." Ähnlich in Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, S. 59. 9) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 427. 10) Goethes W., Bd. 28, S. 729. Anmerkung. Zwei Jahre später rühmt er „die höchste Region des Bewußtseins, wo man das Äußere mit größter Bedächtigkeit, mit so scharfer als ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, wo man zugleich sein eigenes Innere mit kluger Umsicht, mit bescheidener Vorsicht walten läßt." G. W., Bd. 33, S. 94. 11) Goethes W., Bd. 27, S. 263. 12) Ebenda, Bd. 27, S. 352. 13) Ebenda, Bd. 27, S. 352. 14) Vgl. Goethes W., Bd. 27, S. 275: „Zauper's Grundzüge einer deutschen, theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir wie aus einem Spiegel zu mancherlei Betrachtungen Anlaß". 15) Goethes W., Bd. 28, S. 729.

an Schiller: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt.“ [1]) Das Innere tritt ihm jetzt gleichberechtigt neben das Äußere, der Geist neben die Natur, die Vernunft neben die Erfahrung. Goethe, der früher um diese Gegensätze sich nicht kümmerte, für den daher die Frage gar nicht da war, wie viel von außen und wie viel von uns selbst zu unserem geistigen Dasein beigetragen werde, Goethe findet jetzt, daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen, [2]) was doch nichts anderes als eine vorsichtige Form des Schillerschen Gedankens ist, daß die Gesetze des menschlichen Geistes zugleich die Weltgesetze sind, und die Vernunft nicht unter der Erfahrung steht. [3]) Mit zunehmenden Jahren geht er noch einen Schritt weiter: der Geist steht ihm über der Natur, die Idee über der Erfahrung, die innere Welt über der äußeren. Nur so läßt es sich erklären, wenn er zu Eckermann sagt, daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung bedürfe. [4]) Am schönsten aber spricht er diesen echt Schillerschen Glauben an die Bedeutung der inneren Welt in folgenden Worten aus:

„Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt“. [5])

Diese Verrückung seines Schwerpunktes nach der ideellen Seite ist die erste Folge seiner philosophischen Studien; sofern dieselben kunsttheoretischer Natur waren, schaffen sie, und das ist ihre zweite Folge, in ihm eine erhöhte Ansicht von der Selbständigkeit der Kunst. [6])

Dem ursprünglichen Goethe mußte seinem Wesen nach die Kunst mit der treuen Nachahmung der Natur zusammenfallen, nur in dem engen Anschluß an das Wirkliche sah er das Poetische. In dieser Auffassung der Kunst trat nun allerdings schon während seiner italienischen Reise eine Änderung ein. Es zeigt sich das in der Wandlung, die damals sein Verhältnis zu Homer erfuhr. Früher war es der Gegensatz des Natürlichen gegen das Konventionelle, des unbefangen Sinnlichen gegen gekünstelte Sitte, des Einfachen der Hirtenzeit gegen die verwickelten Verhältnisse der Gegenwart, was ihn vor allem zu Homer hinzog; aber in Italien lernte er in der griechischen Dichtung noch ein zweites kennen: daß sie trotz ihrer einfachen Natürlichkeit zu gleicher Zeit die höchsten Gesetze aller dichterischen Darstellung in sich verwirklicht. Man kann wohl sagen, Goethes ästhetische Läuterung in Italien bestehe eben darin, daß er nicht mehr das Wirkliche der Natur allein für das Poetische anerkannte, daß er durch die Erscheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Notwendigen und dem Wesen suchte. Aber wie in seiner dichterischen Thätigkeit, so erleidet er auch in diesem Streben nach seiner Rückkehr aus Italien einen Stillstand, wo nicht einen Rückschritt. Erst nach seiner Verbindung mit Schiller nimmt er den alten Gedanken wieder auf und klärt und schärft ihn durch die kunsttheoretischen Studien. Immer mehr stellt er die Kunst als ein ganz Selbständiges der Natur gegenüber. Er lenkt ganz in die Schillerschen Bahnen ein, wonach der echten Kunst durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verschaffen ist. [7]) Der Gegensatz zwischen Kunstwahrheit und Naturwahrheit ist der leitende Gedanke, der die meisten seiner theoretisch-kritischen Arbeiten durchzieht. Nicht Wahrscheinlichkeit, sondern Wahrheit müssen wir von einem Kunstwerke verlangen. Jene wird durch engen Anschluß an das Wirkliche erzeugt, diese durch Treue gegen die höhere Natur, deren Maß der Mensch in sich trägt. Darum erscheint auch ein vollkommenes Kunstwerk als ein Naturwerk, weil es mit der besseren Natur des Menschen übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. [8]) Der Künstler soll sich daher hüten, bei der Natur stehen zu bleiben, aber, wetteifernd mit ihr, soll er ein Geistig-Organisches hervorbringen. Der nach Naturwahrheit strebende ist der gesetzlose, aber der nach Kunstwahrheit strebt, ist der echte gesetzgebende Künstler. [9])

---

[1]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 399. [2]) Goethes W., Bd. 34, S. 99. Vgl. Goethes Unterh. mit dem Kanzler v. Müller, S. 141: „Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee.“ [3]) Schillers sämtl. Schr., 10. Teil, S. 516. [4]) Eckermann, Gespr. mit G., I, S. 89. [5]) Goethes W., Bd. 13, S. 162. (Faust II, Akt 3.) Vergl.: „Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen. Allein im Innern leuchtet helles Licht“. (Faust II, Akt 5.) [6]) Anmerkung. Die Philosophie begünstigt eine höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft. Goethes W., Bd. 34, S. 97. [7]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 394; vergl. Nr. 597. [8]) Goethes W., Bd. 28, S. 101. [9]) Ebenda, Bd. 28, S. 20. Vergl. Schiller in der Vorrede zur Braut v. M.: „Die Kunst kann sich nicht mit Wahrscheinlichkeit begnügen, auf der Wahrheit selbst errichtet sie ihr Gebäude“.

Daß aber die Idee von der Selbständigkeit der Kunst in Goethe bis in sein höchstes Alter lebendig bleibt, dafür giebt uns Eckermann den Beweis. Ein niederländisches Bild, erfahren wir, veranlaßt Goethe zu der Bemerkung, wie hier das Reale vermieden sei, um der Wirkung der Kunst nicht zu schaden, [1]) und das höchste Lob, das Goethe einigen Bildern von Claude Lorrain giebt, faßt er in die Worte: „Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit.“ [2])

Goethes erhöhte Ansicht von der Selbständigkeit der Kunst und ihrem Wert an sich hat die Folge, daß er jetzt nach größerer Kunstmäßigkeit der Form strebt, und zwar „legt er auf den allgemeinern, dem Verstandsbereich angehörigen Teil der Kunstform den Hauptaccent.“ [3]) Auch hier tritt er auf die Pfade Schillers. [4])

Im einzelnen mag Goethe besonders durch die Verhandlungen über den Unterschied von Epos und Drama in seinen Anforderungen an die Kunstmäßigkeit der Form strenger geworden sein. So kommt Goethe, dem in seinen früheren Dichtungen eine gewisse Neigung zur Vermischung der strengen Gattungen zugeschrieben werden muß, [5]) zu der ganz Schillerschen Forderung: „Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann.“ [6]) Wie er endlich in seinem höheren Lebensalter zur Anerkennung jeder formell ausgezeichneten Darstellung geneigt ist, wenig bekümmert um den Inhalt, zeigt die bedingungslose Anerkennung von Dichtern wie Calderon und Byron.

Indem nun Goethe den Ansprüchen der Kunstgattungen neben Schiller nachzukommen sucht, gelangt er zu einer neuen Art des Arbeitens, zu welcher ihn der, aus den philosophischen Studien entsprungene, selbstbewußte Zustand seines Geistes befähigt. Er sucht mit besonnener Klarheit, im Einklang mit der Kritik zu arbeiten [7]) und thut kaum einen Schritt, den er nicht erst theoretisch abmißt. [8]) Ja er hält sogar diese Art des Arbeitens für die einzig richtige und meint, „ganz anders arbeitet man aus Grundsätzen als aus Instinkt.“ [9])

Wir wenden uns nun zu der Frage, wie weit Goethe seiner Forderung nach größerer Kunstmäßigkeit der Form in seiner Dichtung nachkommt. Schon der Umfang der vorliegenden Arbeit erfordert hierbei eine gewisse Beschränkung, und ich werde mich darum hauptsächlich an die Gattung halten, in der die Kunstform der Anlage sich am besten zeigen muß, ich meine das Drama. Nur vorübergehend soll auch auf einige nicht dramatische Dichtungen Goethes verwiesen werden.

So erkennt man schon an Hermann und Dorothea, mit wie viel „künstlerischer Bewußtheit“ es geschrieben worden ist. [10]) Es liegt uns hierin ein vollständig rein gehaltenes Muster einer bestimmten Dichtungsart vor. [11]) Ferner zeigen die Balladen aus der ersten Hälfte des Jahres 1797 (der Schatzgräber, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere) gegen die früheren eine größere Kunstmäßigkeit der Form, indem an die Stelle des singbar Liedartigen die deklamatorische Recitation getreten ist, und so die künstlerische Behandlung Schillers Züge trägt. [12]) Endlich ist hier des formvollendetsten der Goetheschen Romane, der Wahlverwandtschaften, zu gedenken; sie zeichnen sich aus durch „jene durchsichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit im Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung.“ [13])

---

[1]) Eckermann, Gespr. mit G., II, S. 127. [2]) Ebenda, II, S. 86. [3]) Viehoff, Goethes Leben, IV, S. 4. [4]) Anm. Schon Schillers Jugenddramen zeichnen sich durch große Kunstordnung aus. Mit zunehmenden Jahren hält er immer strenger auf genaue Unterscheidung der Kunstarten und einheitliche Form des Kunstganzen. In mehreren Briefen an Humboldt (Brfw., S. 38 u. 293) giebt er die größere Rücksicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen von ihm gemachten Fortschritt an und tadelt das Hängen am Einzelnen und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Teile. [5]) Gervinus, Gesch. d. d. D., V, S. 162 u. 553. [6]) Goethes W., Bd. 28, S. 680. [7]) Gervinus, Über den Goetheschen Brfw., S. 81. [8]) Lewes, Goethes L., II, S. 267. [9]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 395. Ähnl. Äußerungen ebenda, Nr. 122. Vergl. folgende Stelle aus den Propyläen: „Jeder, der diesen Namen (eines Künstlers) verdient, ist zu unserer Zeit genötigt, sich aus Arbeit und eigenem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden“. G. W., Bd. 28, S. 24. Ähnlich spricht er sich gegen den Kanzler v. Müller aus. Unterhaltungen, S. 121. [10]) Hettner, Gesch. d. d. Litt., S. 228 (3. Buch, 2. Abt.). [11]) Strehlcke, Einl. zu Herm. u. Doroth., Goethes W., Bd. 2, S. 59. Vergl. Wilhelm von Humboldts ästhetische Versuche, erster Teil, S. VII u. S. 345. [12]) Hettner, Gesch. d. d. Litt., S. 236 u. 237 (3. Buch, 2. Abt.). Vergl. Viehoff, Goethes Leben, III, S. 216: „In diesen Balladen strebt der Dichter mit klarem Bewußtsein nach der reinen Kunstform“. [13]) Gervinus, G. d. d. D., V, S. 790. Ähnlich Hettner, G. d. d. Litt., 3. Buch, 2. Abt., S. 537.

Doch wenden wir uns zum Drama! Ihm haben ja die ästhetischen Unterhaltungen der beiden Dichter hauptsächlich gegolten, und für das Drama war auch durch Schillers eigene Thätigkeit eine Anwendung ihrer geläuterten Kunsteinsichten gegeben. Wir sehen dabei ab von den dramatischen Gelegenheitsstücken, an welche, als an Kinder des Augenblickes, der Dichter selbst wohl nicht die höchsten Kunstanforderungen gestellt hat. So tritt uns denn zunächst die, im Jahre 1803 erschienene, natürliche Tochter entgegen. Schon der Entwurf dieses Dramas ist charakteristisch für Goethes veränderte Art zu arbeiten. Er legte es gleich anfangs als vollständige Trilogie an.[1]) Der vollendete erste Teil des Dramas zeigt die künstlerische Formvollendung im höchsten Maße. Die dramatische Anlage ist meisterhaft. Schiller rühmt gegen W. v. Humboldt,[2]) das Stück sei ganz Kunst, und Fichte erklärt es in einem Briefe an Schiller für das höchste Meisterwerk des Meisters, für ein so streng geordnetes, in sich selber zusammenhängendes organisches Ganze, daß er es kaum für möglich halte, etwas daraus wegzulassen.[3]) Und die Sprache in der natürlichen Tochter[4]) übertrifft fast noch diejenige seiner vollendetsten früheren Dramen, wenigstens hebt sie sich durch noch höhere Ruhe und größeren Formenreichtum hervor.

Der erste Teil des Faust darf für unsere Beweisführung nicht angezogen werden, da sich die Arbeit daran, soweit sie in die spätere Zeit Goethes fällt, auf Vollendung eines in seiner Anlage bereits vorhandenen Werkes beschränkt.

Hingegen läßt sich im zweiten Teile des Faust, dessen Entstehung vorwiegend Goethes letzten Lebensjahren angehört, das Streben nach Kunstmäßigkeit der Form besonders gut erkennen. Wenn A. W. Schlegel in den Göttinger gelehrten Anzeigen über das Faustfragment von 1790 nicht mit Unrecht sagt, es herrsche hier kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der sich der einzelne Gedanke fügen und umbilden müsse,[5]) so läßt sich vom zweiten Teile des Faust fast genau das Gegenteil behaupten. Darauf muß uns schon die Art der Hervorbringung führen, welche Goethe für den zweiten Teil des Faust angewendet hat. Goethe giebt darüber in einer überaus merkwürdigen Stelle eines Briefes aus dem Jahre 1831 Aufschluß. „Von meinem Faust“, heißt es dort,[6]) „ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Diktum ein:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.[7])

Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studiert zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Produktion erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige.“

So finden wir (im Gegensatze zum ersten Teile) im zweiten Teile des Faust höhere Kunstdichtung, welche überall die dem Inhalt entsprechende Form mit sicherem Bewußtein sich geschaffen hat.[8]) Das Kunstmäßige der Form zeigt sich zunächst in der lichtvollen Gruppierung des Stoffes in mehrere große selbständige Massen.[9]) Goethe bleibt dabei der von Schiller ausgesprochenen Meinung treu, Helena müsse den Gipfel vom zweiten Teile des Faust bilden.[10]) Er vertiefte sich dann in die gesonderten Massen der Tragödie, um sie, nachdem das Verhältnis eines jeden Aktes zum Ganzen in großen Umrissen festgestellt war, als eigenartige Kunstwerke für sich auszugestalten.[11]) „Jeder Akt ist daher gleichmäßig nach einer bestimmten Richtung und im einzelnen zu größter Ausführlichkeit und bis in's letzte Detail gearbeitet, wogegen der Zusammenhang zwischen den Akten meist nur im großen angedeutet ist.“[12]) In den einzelnen Akten zeigt sich eine strenge Gliederung in Scenen, welche wir im ersten Teile vermissen.[13]) Auch in der Versbehandlung ist Goethe zu größerer Gebundenheit übergegangen. „Als Grundmaß ist der gereimte jambische Fünffüßler festgehalten, daneben aber der außerordentlichste Reichtum an antiken und modernen Rhythmen der jedesmaligen Situation entsprechend entwickelt.“[14]) Beides zusammen, die klare Gruppierung des Stoffes und die strengere Metrik, verleiht der Dichtung eine große Ruhe und

---

[1]) Düntzer, Goethes Trilogie die natürl. Tochter, S. 4. [2]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 308. [3]) Düntzer, Trilogie, S. 10. [4]) W. v. Humb. rühmt die „edle und schöne Sprache“ in der natürl. Tochter. Goethes Brfw. mit den Gebr. v. Humb., S. 203. [5]) Düntzer, Goethes Faust, S. 82. [6]) Goethes Brfw. mit den Gebr. v. Humb., S. 295. [7]) Wie das Schiller einmal von ihm gefordert hatte, Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 780. [8]) Düntzer, Goethes Faust, S. 140. Vgl. Goethe an Meyer: „Nun sollte und konnte dieser zweite Teil nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Recht daran“. Düntzer, G. Faust, S. 108. [9]) v. Loeper, Einleitung zu Faust, Goethes W., Bd. 13, S. VII. [10]) Brfw. zw. Sch. u. G., Nr. 765. [11]) v. Loeper, Einl. zu Faust, Goethes W., Bd. 13, S. VIII. [12]) Ebenda, Bd. 13, S. VIII. [13]) Ebenda, Bd. 13, S. VII und Düntzer, G. F., S. 136. [14]) v. Loeper, Einl. zu Faust, Goethes W., Bd. 13, S. VII.

Harmonie, während sonst die Weite und Mannigfaltigkeit des Inhaltes, welche Goethe der Faustfabel gab, das Gegenteil bewirkt haben würde.[1])

Wie die erhöhte Ansicht von der Selbständigkeit der Kunst die Form der Goetheschen Dichtung beeinflußte, so ist sie auch für den Inhalt derselben nicht ohne Folgen geblieben. Sie gestattet Goethe zunächst eine größere Unabhängigkeit von den Stoffen, welche die Außenwelt bietet, und muß, je höher die Welt des Geistes an Bedeutung für ihn wächst, desto mehr ihn drängen, hier den eigentlichen Inhalt seiner Dichtungen zu holen; seine Dichtung wird mehr und mehr Ideendichtung.

Damit gelangt Goethe auf Schillers eigenstes Gebiet.

Zwar hat schon Schiller selbst in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung dargelegt, daß das Streben, überall in Tiefen der Reflexion einzugehen, den Verstand mehr als die Sinne zu beschäftigen, ein Kennzeichen der modernen Dichter überhaupt ist.[2]) Aber Schiller ist eben hierin der modernste aller Dichter.[3]) Goethe selbst sieht Schiller als Führer in dieser Richtung an, was er am klarsten in dem merkwürdigen Aufsatze „Epoche der forcierten Talente“ ausspricht. Dort heißt es: „Die Notwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen, und wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich einbilden, er dichte wirklich. Hierzu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst; kritisch und folglich praktisch seine Rezension über Bürger in der Allgemeinen Litteraturzeitung. — Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort.“[4]) Aber, merkwürdig genug, so klar Goethe hier die Gefahren der Ideendichtung sieht und kennzeichnet, so kann er Schiller die Nachfolge doch nicht versagen und geht auf der bezeichneten Bahn mit vollem Bewußtsein vorwärts.

In der Theorie war bei ihm die Wandlung im Jahre 1798 schon sehr weit vorgeschritten. Die ganze Einleitung in die Propyläen ist ein schlagender Beweis dafür. Er fordert, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eigenen Gemüts zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht und oberflächlich Wirkendes, sondern etwas Geistig-Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint. Er muß die Fähigkeit haben, sich zu Ideen zu erheben.[5]) Wenn der Künstler dann „einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblicke erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt.“[6]) Auf diese Weise wird es ihm gelingen, „ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt.“[7]) Wer möchte verkennen, daß in den letzten Worten entschieden auf Ideengehalt des Kunstwerkes gedrungen wird? Diese Forderung geht nun auch nach Schillers Tode Goethe nicht verloren. Ja gerade in seinen letzten Lebensjahren wiederholte er sie mit erneuter Kraft. In diesem Sinne läßt sich schon folgende Bemerkung deuten: „Wozu wären die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten? Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben.“[8]) Auch die Äußerung über Claude Lorrain: „Er kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken“[9]) giebt deutlich genug zu erkennen, was für Inhalt er im Kunstwerk haben will. Am deutlichsten aber spricht er sich in der Unterhaltung über seine Novelle gegen Eckermann aus: „Was soll“, sagt Goethe, „das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“[10])

Dieser Ansicht entsprechend zeigen die meisten der späteren poetischen Werke Goethes ein Vorwiegen des Ideengehaltes vor dem Empfindungs- und Sinnengehalte. Bei dem Nachweis dieser Behauptung

---

[1]) v. Loeper, Einl. zu Faust, Goethes W., Bd. 13, S. VII u. VIII. [2]) Schillers sämtl. Schr., 10. Teil, S. 455, 456. Vgl. Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 321. [3]) „Alle Ihre dichterischen Produkte“, schreibt ihm W. v. Humboldt, „zeigen einen stärkern Anteil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft“. Brfw., S. 166. [4]) Goethes W., Bd. 29, S. 264 u. 265. [5]) Ebenda, Bd. 28, S. 13 u. 14. [6]) Ebenda, S. 16. [7]) Ebenda, S. 19. [8]) Eckermann, Gespr. mit G., I, S. 226. [9]) Ebenda, II, S. 86. [10]) Ebenda, I, S. 210.

werde ich mich hauptsächlich auf die Dramen stützen und nur einleitend einiger anderer Dichtungen Goethes gedenken.

Schon in den Balladen aus der ersten Hälfte des Jahres 1797 (der Schatzgräber, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere) zeigt sich der Umschwung. „Nicht mehr das geheimnisvoll Naturelementare wie im Erlkönig und im Fischer, nicht mehr die süße lyrische Innigkeit wie im König von Thule. Es ist jetzt die helle Lichtwelt des bewußten sittlichen Geistes.“ [1]) Zwar kommt unmittelbar darnach in den vier die Müllerin betreffenden Balladen ein Rückschlag, insofern Goethe hier die hohen Anforderungen an den geistigen Gehalt fallen läßt. Aber einige seiner späteren Balladen, besonders die unter dem Gesamtnamen „Paria“ zusammengefaßten Gedichte, zeigen deutlich wieder die Richtung, die er in den zuerstgenannten vier Balladen des Jahres 1797 eingeschlagen hatte.

Von den Wahlverwandtschaften bezeugt Goethe selbst, er habe sie nach einer durchgreifenden Idee gearbeitet. [2]) Hier zeigen sich nun auch gewisse Eigenheiten, die der Ideendichtung zu leicht anhaften, nämlich einmal das Streben, der Idee zu liebe dem Unbedeutenden Gewicht zu geben und andrerseits das Überwiegen abstrakter Ausdrücke.

Daß Goethe im Gegensatz zu früher den Ideengehalt unter Hintanstellung des Sinnengehaltes vorwalten läßt, zeigen besonders deutlich die Dramen, wie sie ja auch sein Streben nach kunstmäßiger Form am besten erkennen lassen.

Schiller schreibt im Jahre 1797 an Goethe, daß die „Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen“ seien, wie man sie in Shakespeare und auch in Goethes Stücken finde. [3]) Er hätte können hinzufügen und mag es wohl gedacht haben, wie er, Schiller selbst, in diesem Punkte den Alten nahe stehe. Doch wenn Schiller auch seine Gestalten aus einem idealen Kreise herbeiführte, so vermochte er ihnen dennoch lebendige Wirklichkeit zu geben, [4]) und es gelingt ihm auf der Höhe seiner Entwickelung, seine Charaktere in „einer Mitte von der typischen Art der Alten und der individuellen des Shakespeare“ zu halten. [5]) Indem Goethe in Schillerscher Weise die Charaktere seiner Dramen zu Trägern von Ideen macht, geht er, merkwürdig genug, bisweilen über die aller Kunst gezogene Grenze hinaus, die Schiller doch im ganzen eingehalten hat. Der Geist wird übermächtig und die idealen Gestalten lassen wohl zuweilen die volle und lebendige Naturwahrheit vermissen; [6]) sie verlieren an frischer Lebenswärme und plastischer Bestimmtheit; indem sie zu Symbolen werden, hören sie nicht selten auf, Individuen zu sein. Zwar ist alle Poesie symbolisch; aber Goethe arbeitet jetzt oft zu bewußt und absichtlich auf symbolische Darstellung hin. [7]) Dieses Urteil trifft schon die kleinen zu Anfang des neuen Jahrhunderts entstandenen Stücke („Paläophron und Neoterpe“ und „Was wir bringen“), die ihm zu Gelegenheitsallegorien wurden. [8]) Als ein Ideendrama im großen Stile tritt uns die im Jahre 1803 erschienene natürliche Tochter entgegen. Während in seinen früheren geschichtlichen Dramen, im Götz wie im Egmont, die menschliche Größe der Hauptpersonen ihn gefesselt hat, so ist es hier eine Idee, die ihn beherrscht. Goethe sagt darüber: „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernst niederzulegen hoffte.“ [9]) Er versucht die französische Revolution in ihrer geschichtlichen Entwickelung und endlich die Herbeiführung friedlicher Zustände, die aus der Erneuerung und sittlichen Hebung der einzelnen Parteien hervorgingen, in dichterischem Gewande darzustellen. Dieser tiefe Ideengehalt wurde nach dem Erscheinen des ersten Teiles von den bedeutendsten Beurteilern, wie Fichte, Herder, Zelter und E. Weber, erkannt. [10]) Die Fabel des Stückes mußte sich

---

[1]) Hettner, Gesch. d. d. Litt., 3. Buch, 2. Abt., S. 237. Vergl. ebenda, S. 236: „Beibehaltung der Balladenform und Erfüllung derselben mit würdigeren Stoffen, was ist es anders, als die immer wiederkehrende Lehre Schillers, sentimentalischer Inhalt in naiver Form, Ideendichtung in der sinnlichen Gegenständlichkeit der Erzählung?“ [2]) Eckermann, Gespr., III, S. 119. [3]) Brfw. zw. Sch. und G., Nr. 290. [4]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 169. [5]) Gervinus, G. d. d. D., V., S. 561. [6]) Was Gervinus von Goethes Dichtung überhaupt sagt: „Körper und Wahrheit ist unübertroffen in seinen poetischen Leistungen, aber man vermißt oft Geist und Freiheit“ (Gervinus, G. d. d. D., V, S. 555), gilt von Goethes späteren Dramen nicht. [7]) Viehoff, Goethes Leb., III, S. 208. Vgl. Schäfer, Goethes Leben, II, S. 155: Das Idealistische tritt an die Gegenstände heran als Hang zu symbolischer Deutung; und Hettner, Gesch. d. d. L., 3. Buch, 2. Abt., S. 284: Goethe bewegte sich mehr und mehr in individualitätslosen Idealen, in rein gedankenmäßigen symbolischen und allegorischen Typen. [8]) Gervinus, Gesch. d. d. D., V, S. 789. Vgl. Hettner, G. d. d. L., 3. Buch, 2. Abt., S. 282: „Goethe erscheint hier als ein von der Blässe der Reflexion angekränkelter Idealist im schlimmsten Sinn“. [9]) Goethes W., Bd. 27, S. 51. [10]) Es finden sich die Urteile zusammengestellt bei Düntzer, Goethes Trilogie die natürliche Tochter, S. 7 bis 15.

natürlich den Zuschnitt gefallen lassen, den die darzustellende Idee forderte. Goethe macht die ursprünglich unbedeutende Erzählung zum Träger eines weltgeschichtlichen Gegensatzes. [1]) Indem er den Stoff aus dem Konkreten und Individuellen heraus in das Abstrakte und Ideale läutert [2]), werden die Personen des Stückes „idealische Masken“, d. h. in diesem Falle: Typen bestimmter Stände und Verhältnisse, Vertreter gesonderter Gattungen. Schiller, der in der natürlichen Tochter Goethe auf seinem eigenen (Schillers) Gebiete sieht, findet die hohe Symbolik bewundernswert, mit der Goethe den Stoff behandelt, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist. [3]) Und doch ist gerade hier die Klippe, an der Goethe nicht ganz ungefährdet vorbeikommt. Ein merkwürdiges Zeichen davon ist der Umstand, daß er die Stände ohne Namen auftreten läßt, eine Eigentümlichkeit, welcher man ein größeres Gewicht beizulegen hat, als es Düntzer thut. [4]) Es deutet diese Manier darauf hin, daß die handelnden Personen des Dramas zu sehr Symbole geworden sind, und das Individuelle zu weit verblaßt ist. [5])

Als politische Dichtungen schließen sich die beiden Festspiele aus den Jahren 1807 und 1814 an, das „Vorspiel“ und „Des Epimenides Erwachen.“ In beiden, zu denen äußere politische Vorgänge die Veranlassung gaben, lenkt Goethe die Aufmerksamkeit von den äußeren Ereignissen ab und führt sie dem inneren Leben zu. Im Vorspiel dient ihm die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie zur Veranschaulichung der Idee, daß die Besserung der Zustände von innen heraus, durch Treue eines jeden in seinem engen Kreise, sich vollziehen müsse; in des Epimenides Erwachen erweitert er den besonderen Fall der Erhebung Deutschlands zu der Idee: die Dämonen der Unterdrückung werden von denen der Befreiung überwunden. Zu diesen beiden Stücken läßt sich wohl als drittes Pandora stellen. Obgleich nicht durch ein bestimmtes politisches Ereignis bedingt, zeigt es doch gleich jenen beiden die Flucht aus der drangvollen Wirklichkeit in die Innenwelt. Welche Idee in Pandora dargestellt werden sollte, darüber müssen bei der nur teilweisen Vollendung des Stückes die Meinungen auseinandergehen. Kein Zweifel aber besteht darüber, daß alle Gestalten der Pandora, ebenso wie die der beiden vorher genannten Stücke, nur symbolische Bedeutung haben.

Wenn auch für diese kleineren Dramen dem Dichter der Vorwurf zu geringer Anschaulichkeit nicht erspart werden kann, so ist doch zu bedenken, daß alle drei als Festspiele mit großem scenischen Beiwerk auf der Bühne erscheinen sollten, daß überdies des Epimenides Erwachen in enger Verbindung mit der Musik vor das Publikum trat, und durch beides sinnliche Momente in die Stücke gebracht werden, die den gerügten Mangel zum Teil ersetzen.

Wir wenden uns endlich zu dem großen Drama aus Goethes letzten Lebensjahren, zum zweiten Teile des Faust.

Wenn Goethe im Jahre 1797 von dem Rückzug in jene „Symbol-, Ideen- und Nebelwelt“ (des Faust) spricht, [6]) so ist das schon charakteristisch für die jetzige Auffassung dieser Dichtung. Staunenerregend ist es, wie er weiter im „Prolog im Himmel“ mit bewußter Klarheit über die Grundidee seiner Jugenddichtung philosophiert, und es kann das schon für die damals noch zu ergänzenden Abschnitte des ersten Teiles nicht völlig ohne Folgen geblieben sein. Aber der zweite Teil überragt den ersten dermaßen an Ideengehalt, daß er vorzugsweise als ein Ideendrama bezeichnet zu werden verdient. Hier geschah, was Schiller schon 1797 vorausgesagt hatte [7]): die Behandlung wurde eine philosophische, und die Einbildungskraft mußte sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen. Und es gelang das Goethe in einer Weise, daß man mit Düntzer [8]) sagen darf, der zweite Teil sei aus der tiefsten und klarsten Geistesstimmung geschöpft. Im zweiten Teile muß daher eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt als im ersten erscheinen. [9]) Die Hauptperson selbst, Faust, tritt (besonders im ersten und vierten Akt) mehr zurück, weil das Individuelle an ihr für das Drama von geringerer Bedeutung ist. Die übrigen Gestalten zeigen noch offener sich als Symbole, ja selbst Helena, die Hauptfigur des am frühesten geschaffenen dritten Aktes, ist nicht weiter individualisiert, als der antike Stil verlangt. Was Loeper

---

[1]) Viehoff, Goethes Leben, IV, S. 44. [2]) Ebenda, IV, S. 43. [3]) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humb., S. 308. [4]) Düntzer, Trilogie, S. 128. [5]) Vgl. Gervinus, G. d. d. D., V, S. 789: „Die natürliche Tochter ist völlig aus dem mysteriösen Hange geschrieben, der die lichten Begebenheiten des Tages und einfache Seelenzustände in eine dämmerige Sphäre hinüberspielt und eine geheimnisvolle Tiefe ihnen unterlegt“. Anmerkung. Rosenkranz findet die Personen zu ideal gehalten (Düntzer, Tril., S. 128), und Lewes wirft dem Stücke Mangel an Kraft und Lebensfrische vor (II, 333). [6]) Brfw. zw. Sch. und G., Nr. 329, vgl. 327. [7]) Ebenda, Nr. 328. [8]) Düntzer, Goethes Faust, S. 141. [9]) Eckermann, Gespr. mit G., II, S. 186.

vom Faust überhaupt sagt, die ganze Wirklichkeit des Stückes sei in symbolische Mythen aufgelöst,[1] gilt streng genommen blos vom zweiten Teile, der sich eben hauptsächlich durch seine sinnbildliche Darstellungsweise vom ersten Teile unterscheidet.[2] Diese Darstellungsweise, die im Gefolge Mangel an lebendiger Wirklichkeit hat, mußte dem Drama natürlich auch Gegner erwecken. Aber es fragt sich, ob bei der gewaltigen Steigerung der Goetheschen Forderungen an den geistigen Gehalt des Gedichtes die Fülle und Tiefe der Ideen innerhalb des Rahmens zur Darstellung gelangen könnten, den der moderne Geschmack dem Dichter anweisen möchte. „In den zweiten Teil des Faust sind die letzten Resultate der Goetheschen Lebensweisheit in einer Fülle niedergelegt, daß der Dichtung allein wegen dieses didaktischen Elements eine hohe Stelle in unserer neuern Litteratur selbst dann angewiesen werden müßte, wenn man ihr einen hervorragenden künstlerischen und poetischen Wert nicht zuschreiben könnte.“[3] Was im einzelnen hinter all den Symbolen verborgen liegt, darüber wird noch lange manche Meinungsverschiedenheit herrschen, ja selbst über die Gesamtidee der Dichtung findet keine vollkommene Übereinstimmung in der Auffassung statt. Es kann darauf in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen werden. Hier sei bloß auf den fünften Akt des zweiten Teiles aufmerksam gemacht. „Die Idee, welche dieser fünfte Akt zur Darstellung und Verherrlichung bringt, ist die tief bedeutsame Verweisung auf die letzten Ziele des wirkenden und schaffenden Idealismus.“[4] In unermüdlicher Thätigkeit ringt Faust am Ende seines Lebens dem herrischen Meere neues Land ab, mit frohem Ausblick auf die Zukunft seiner Gründungen. Er hat erkannt, daß es die Pflicht des Einzelnen ist, seine Kraft für das Wohl der Gesamtheit einzusetzen, eine Erkenntnis, die zur Voraussetzung den Glauben an die Entwickelung des Menschengeschlechtes durch die Menschen selbst hat.

Wenn auch diese Idee allen bahnbrechenden Geistern Deutschlands von Leibnitz ab innewohnte,[5] so liegt doch offen zu Tage, wie sie in Schiller ganz besonders lebendig war; die Werke Schillers sind von derselben durchdrungen, und sein Leben verbrachte er in ihrem Dienste. Ich gelange daher zu der Meinung, daß das Bild der Schillerschen Persönlichkeit mitbestimmend gewesen ist für die Schlußidee des Faust. Wie lebendig und klar Schiller als Verkörperung dieser Idee vor Goethes Seele stand, davon geben folgende Worte aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke glänzendes Zeugnis:

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

---

[1]) Einleitung zu Faust, G. W., Bd. 12, S. XXXI.. [2]) Düntzer, Goethes Faust, S. 135. [3]) v. Loeper in der Einleitung zu Faust II, Goethes W., Bd. 13, S. VI u. VII; ähnlich Schäfer, Goethes Leben, II, S. 381. [4]) Hettner, G. d. d. Litt., Bd. 3, Abt. 2, S. 579 u. 580. [5]) Vgl. v. Loeper in der Einl. zu Faust II, Goethes W., Bd. 13, S. XVI u. XVII.

Lebenslauf.

Ich, Eduard Richard Borges, wurde am elften Oktober 1852 als der dritte Sohn des Knopffabrikanten Heinrich Borges zu Oberwiesenthal geboren. Vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre meines Lebens besuchte ich das Seminar zu Annaberg, um mich für den Lehrerberuf vorzubereiten. Nachdem ich hierauf von Michaelis 1872 bis Ostern 1875 an der Bürgerschule zu Werdau als Lehrer thätig gewesen war und bereits Michaelis 1874 die Wahlfähigkeitsprüfung zu Annaberg bestanden hatte, bezog ich auf Grund der hier erlangten Censur die Universität Leipzig, um Pädagogik zu studieren. Ich verwendete meine Hauptthätigkeit auf das Studium der deutschen Sprache und der Mathematik und absolvierte nach zweiundeinhalbjährigem Besuch der Universität die akademische Staatsprüfung in der zweiten Sektion der Königl. Prüfungskommission für Kandidaten des höheren Schulamts. Unmittelbar darnach kam ich auf Empfehlung des Herrn Professor Masius nach Österreich als Erzieher des jungen Grafen Hallwyl, welchen ich zunächst auf einer längeren Reise durch Italien begleitete und dann für die Aufnahme in das sächsische Kadettenkorps vorbereitete. Michaelis 1879 kehrte ich nach Sachsen zurück, um eine Oberlehrerstelle an der Realschule in Reudnitz zu übernehmen. In dieser Stellung bin ich gegenwärtig noch thätig.